

5. Hegemoniale Strategie

In den vorangegangenen drei Kapiteln stand jeweils eines der drei eingangs ausgemachten Attribute von Hegemonien – diskursiv, politisch, Vorherrschaft – im Zentrum. Auf dieser Grundlage nehme ich im nun folgenden Kapitel die diskursiven Strategien, die die Konstituierung von Hegemonien ermöglichen, genauer in den Blick. Diese Strategien werden als hegemoniale Strategien bezeichnet. Den zunächst theoretisch vorgenommenen Überlegungen zu den hegemonialen Strategien kommt im Rahmen der vorliegenden Untersuchung eine Art Schlüsselstellung zu: Zum einen fließen hier die verschiedenen diskurs- und hegemonie-theoretischen Aspekte der Kapitel 2 bis 4 zusammen; zum anderen dient die theoretische Skizze der hegemonialen Strategien als Basis für den spezifischen Zuschnitt der diskursanalytischen Methode sowie für die empirische Untersuchung (beides in Kapitel 6).

Leider erweist sich gerade im Anschluß an die obige Darstellung der Verflechtung von Diskurs und Subjekt der Begriff der Strategie als schwieriger Begriff, weil ohne starkes Subjekt der Strategie sozusagen der Strategie abhanden gekommen ist. Der Klärung eines Begriffs der Strategie, der sich stringent in eine Diskurstheorie einfügt, welche das Subjekt innerhalb des Diskurses und nicht als diskursexternen „Strippenzieher“ ansiedelt, dient der folgende erste Abschnitt (5.1). Anschließend werden im größten Teil dieses Kapitels die verschiedenen Elemente hegemonialer Strategien – jeder für sich und in ihrer Interdependenz – herausgearbeitet (5.2). Es sei noch vorausgeschickt, daß die Auseinandersetzung mit den hegemonialen Strategien von der Hegemonie-theorie Chantal Mouffes und insbesondere Ernesto Laclaus inspiriert und beeinflusst ist, auch wenn einige der Einzelaspekte und vor allem deren Strukturierung hier erbracht werden. Insofern kann man das Folgende auch als Rekonstruktion einiger Grundzüge dieser Theorie lesen.

5.1 Diskurs und Strategie

Hegemoniale Strategien sind ein Typ von diskursiven Strategien. Von hegemonialen Strategien zu sprechen, bedeutet daher, sich zunächst mit denselben Verständnisproblemen konfrontiert zu sehen, die jede Erörterung diskursiver Strategien mit sich bringt. Denn zwar konnte Barbara Johnstone (2002: 196) in einem jüngeren Einführungsband feststellen, daß „[a]ll discourse is [...] strategic“. Nur: Was im Rahmen der Diskurswissenschaften als strategisch oder als Strategie verstanden wird, ist ähnlich heterogen wie die Diskurswissenschaften selbst.

So verweist in verschiedenen Studien, in denen mit Diskursanalyse vornehmlich Gesprächsanalyse gemeint ist, der Begriff der Strategie auf das „Gelingen“ kommunikativer Akte. Ein exzellentes Beispiel hierfür ist die mittlerweile klassische Studie *Discourse Strategies* von John Gumperz (1982), eine „[e]xamination of participants' success in establishing common themes, maintaining thematic continuity or negotiating topic change at the level of content“ (ebd.: 6). Einen ganz anderen Schwerpunkt setzen Arbeiten, die sich mit der begrifflichen Oberhoheit in politischen Diskursen auseinandersetzen bzw. unter Diskursstrategien die durch kollektive Akteure angewandten „Techniken der Deutung der Gegenstandsbereiche des Diskurses“ mit dem Ziel der „Mobilisierung von öffentlicher Meinung“ verstehen (Gerhards 1992: 310). Häufig werden in diesem Zusammenhang als diskursive Strategien vor allem verschiedene Aspekte des Besetzens von zentralen Begriffen diskutiert (vgl. z.B. Biedenkopf 1982[1975]; Greiffenhagen 1980b; Liedtke et al. 1991). Dabei wird für gewöhnlich unterschieden zwischen Strategien, die einen bestimmten Signifikanten für ein bestimmtes Signifikat zu etablieren trachten; Strategien, die sprachliche Zeichen deskriptiv (also mit Blick auf die inhaltliche Signifikation) zu besetzen trachten; und Strategien, die auf eine deontische Besetzung von sprachlichen Zeichen abzielen (also auf die normative Signifikation) (vgl. z.B. Ballnuß 1996: 31-35; Hermanns 1989; Klein 1989: 17-28; Klein 1991: 50-67). All diese Strategien werden jeweils in einer offensiven und in einer defensiven Variante (Begriffe besetzen und Begriffe verteidigen) diskutiert (vgl. z.B. Hermanns 1989: 73).

Grundsätzlich ist dort, wo sich die Diskurswissenschaft mit großflächigen gesellschaftlichen Bedeutungs- und Sinnstrukturen befaßt, der Strategiebegriff immer – auch wenn es so nicht expliziert wird – verbunden mit der Frage der Hegemonie: Thematisiert werden die Erzeugung und Verteidigung bestimmter diskursiver Muster, am effektivsten qua Generierung von Natürlichkeit oder Normalität. Darauf, daß Überlegungen, die einen solchermaßen orientierten Strategiebegriff allein auf

die Ebene von Sprachstrategien ausrichten, zu kurz greifen, hat bereits Michael Schwab-Trapp hingewiesen. Schwab-Trapp (2001: 273-275) argumentiert zu Recht, daß diskursive Strategien nur zum Teil Sprachstrategien – oder vielleicht allgemeiner: Sinnstrategien – sind, daß sie aber darüber hinaus immer auch „interfraktionelle“ Strategien sind, daß sie, mit anderen Worten, Einfluß auf die Formierung von Diskurskoalitionen haben. Hierbei hat man es mit „Abgrenzungs- und Kopplungsmanövern“ zu tun, das heißt damit, daß sich „Diskursteilnehmer aufeinander beziehen, sich wechselseitig ihre Positionen zuweisen, Bündnisse eingehen oder bestehende Konfliktlinien konsolidieren“ (ebd.: 274).

Übersetzt in die hier verwendete Theoriesprache bedeutet das nichts anderes, als daß es in Diskursen kontinuierlich zur (differenten, äquivalenten, konträren) Anordnung von Subjektpositionen und zur Rekrutierung von Subjekten für diese Positionen kommt. Allerdings wird im Verlauf einer solchen Übersetzung ein Problem offensichtlich, das eng mit der oben formulierten Sichtweise auf das Subjekt und sein Verhältnis zum Diskurs verknüpft ist. Denn üblicherweise verweist der Begriff der Strategie auf Ziele, erwartete Widerstände bei der Erreichung dieser Ziele, Planungen zur Überwindung dieser Widerstände, und auch auf strebende, planende und handelnde Akteure (Protagonisten und Antagonisten). Dieses enzyklopädische Verständnis von Strategien scheint auch bei den oben genannten AutorInnen und in vielen anderen diskurswissenschaftlichen Schriften tragend zu sein oder sich doch wenigstens im Hintergrund zu operieren. Das Problem besteht nun darin, daß sich ein solch enzyklopädischer Begriff der Strategie nur schwer einfügt in eine konsequent diskurstheoretische Argumentation, eben weil er mit der Vorstellung eines Akteurs bzw. eines starken Subjekts, die von diskurstheoretischer Warte aus unhaltbar ist, unauflösbar verknüpft ist. Diskurstheorie begreift hingegen Diskurse und Subjekte als gleichursprünglich, kennt also keinen starken Subjektbegriff. Subjekte werden durch diskursive Anrufung generiert, sind aber in diesem Prozeß zugleich der Ort von Entscheidungen, so daß man nicht davon sprechen kann, sie seien ein bloßer Spielball der diskursiven Gezeiten.

Der Strategiebegriff stellt in der Tat den vielleicht komplexesten Begriff einer Theorie politischer Diskurse dar, weil hier in einem Begriff die verschiedenen Fäden der diskursiven Sinnproduktion, der Rekrutierung von Subjekten und der Entscheidungsfähigkeit des Subjekts aufs Engste miteinander verflochten sind. Bereits Michel Foucault hatte damit gerungen, den Strategiebegriff für seine Theorie fruchtbar zu machen – und auch seine verschiedenen Aussagen zu diesem Thema stehen unter Spannung. Zum einen findet der Begriff Strategie bei Foucault eine Verwendung, die der eben skizzierten enzyklopädischen Bedeutung

nahekommt (gleichwohl sich der planende Akteur bei Foucault nicht in den Vordergrund drängt). Demnach handelt es sich bei einer Strategie um „die aufgewandte Rationalität zur Erreichung eines Ziels“, um „die Weise, in der man versucht, *die anderen in den Griff zu bekommen*“ und um die „Mittel zur Erringung des *Siegs*“ (Foucault 1994[1982]: 259). Zugleich findet sich jedoch auch eine Verwendung des Begriffs der Strategien „for the multiple ways in which heterogeneous elements align or conflict with one another to constitute power relations“ (Rouse 1994: 111), mit anderen Worten: für die grundsätzlichen Möglichkeiten, wie sich in spezifischen Diskursen oder Diskursarten diskursive Elemente anordnen (vgl. v.a. Foucault 1997[1976]: 113-124). Foucault scheint also zwischen einem strukturorientierten und einem handlungsorientierten Strategiebegriff zu schwanken. Allerdings kann er letzteren nicht an einen starken Subjektbegriff – im Sinne eines planenden und den Diskurs entsprechend steuernden Akteursubjekts – anschließen, wie aus der Darstellung im vorangegangenen Kapitel deutlich geworden sein sollte.

Wie läßt sich nun aber im hiesigen Fall – d.h. bei der Untersuchung des Phänomens der Hegemonie – Strategie denken ohne das starke Subjekt bzw. ohne den planenden Akteur? Erstens kann man verallgemeinern, daß gleichgültig ob man nun eine akteursorientierte oder eine strukturorientierte Perspektive einnimmt, Strategien immer darin bestehen, diskursive Elemente in den Dimensionen des Raums und der Zeit (d.h. in zeitlich fluiden Beziehungen eines aufgespannten Netzes diskursiver Elemente) so zu arrangieren, daß bestimmte diskursive Konstellationen entstehen. Zweitens ist die uns hier interessierende Konstellation die der Hegemonie, wie sie im vorangegangenen Kapitel skizziert wurde. Drittens hilft es nun im Anschluß an die ersten beiden Überlegungen, zur Klärung des Strategieproblems das Pferd von hinten aufzuzäumen und die Strategien zur Konstituierung einer Hegemonie von der konstituierten Hegemonie aus zu denken, und zwar unabhängig davon, ob einzelne Individuen diese oder jene hegemonieorientierte Planung (wie etwa das Besetzen von Begriffen) vornehmen.¹ Macht man diesen gedanklichen Zeitsprung und schaut dann zurück, so werden die erfolgreichen Strategien erkennbar – und zwar eben als spezifische Arrangements von diskursiven Elementen in den Dimensionen des Raums und der Zeit, die bestimmte diskursive Ergebnisse zeitigen. Nun befindet

1 Es soll freilich nicht bestritten werden, daß Sprachgebrauch immer wieder geplant, daß Alternativen so oder so formuliert werden etc. Genauso wenig läßt sich jedoch bestreiten, daß diskursive Prozesse zu kontingent sind, als daß für einzelne Maßnahmen jemals dieser oder jener Effekt vorhergesagt oder garantiert werden könnte.

man sich bei jeder Analyse von diskursiven Hegemonien genau in einer solchen Position des Zurückschauenden, kann mithin analysieren, welche Arrangements diskursiver Elemente – sprich: welche Strategien – das diskursive Ergebnis der Hegemonie hervorbringen. Und so besteht die Aufgabe der Analyse diskursiver Hegemonien letztlich genau hierin: hegemoniale Strategien und ihre Bestandteile, die im folgenden Strategeme genannt werden sollen, in verschiedenen Fällen erfolgreicher Hegemonien unter Rückgriff auf verschiedene Korpora empirischen Materials zu rekonstruieren, um so unter Umständen Aussagen über hegemoniale Strategien zu verallgemeinern. Insofern haben die folgenden Ausführungen in ihrer Gesamtheit den Status einer Arbeitshypothese. Auf der Basis der bisherigen theoretischen Erörterungen zielen sie darauf ab, das Feld der hegemonialen Strategie grob zu vermessen, wobei sie weder einen Anspruch auf Vollständigkeit noch auf Nicht-Falsifizierbarkeit erheben.

Auch dürfen die Erwartungen nicht zu hoch sein: Eine solch rückblickende Verallgemeinerung im Sinne von „Man kann bei der Herausbildung von Hegemonien stets diese oder jene Strategie finden“ ist keineswegs gleichbedeutend mit der Aussage „Die Anwendung dieser oder jener Strategie führt zu einer neuen Hegemonie“ – zu sehr sind Hegemonien von der Kontingenz jedes diskursiven Geschehens geprägt. Allerdings lassen sich unter Umständen, eine genügend hohe Zahl von Forschungen vorausgesetzt, Voraussagen über den wahrscheinlichen Mißerfolg hegemonialer Projekte machen, wenn in diesen Projekten andere Arrangements diskursiver Elemente vorgenommen werden als jene, die sich in erfolgreichen Hegemonien immer wieder aufzeigen lassen.

5.2 Hegemoniale Strategien

Wenn nun im folgenden hegemoniale Strategien als ein bestimmter Modus der Anordnung diskursiver Elemente begriffen werden, so greifen wir dabei auf die im zweiten Kapitel (2.3) ausgeführten Überlegungen zu den Arten diskursiver Beziehungen zurück. Dort war ausgeführt worden, daß die grundlegende Art der Beziehung zwischen zwei diskursiven Elementen die Differenz („x ist anders als y“) ist. Der diskursive Raum wäre jedoch, würde er ausschließlich von Differenzbeziehungen beherrscht, völlig einförmig und konturlos, es gäbe keine Orientierungsmarken; alles hätte zwar Bedeutung, aber nichts wäre dabei „bedeuten-der“ als etwas anderes. Insbesondere die hegemoniale Ordnung des diskursiven Raums, die Orientierungsmarken braucht und den Raum einteilen und gliedern muß, kann daher nur Form annehmen, weil die Differenzbeziehungen regelmäßig durch drei weitere Arten von Beziehungen

überformt werden. Als erste dieser Beziehungen wurde die Superdifferenz („x ist anders als y und hat auch nichts mit y zu tun“) ausgemacht; Superdifferenzen dienen der Etablierung und Verteidigung der Grenzen zwischen verschiedenen Diskursen. Als dritte und vierte Beziehungsart wurden Äquivalenz und Kontrarität eingeführt, die beide in unterschiedlicher Weise dazu dienen, den Kontrast innerhalb des diskursiven Raums zu erhöhen. Äquivalenzen („x ist anders als y, aber in bezug auf a mit y gleichbedeutend“) verknüpfen Elemente enger miteinander und tragen so zum Entstehen dessen bei, was als Knotenpunkte bezeichnet wurde. Kontraritätsartikulationen („x ist anders als y und steht in bezug auf a in Kontrarität zu y“) hingegen stellen nicht Kontrast her, indem sie zwei Elemente enger aneinander binden, sondern indem sie die Unmöglichkeit einer Verbindung oder die Gegensätzlichkeit zweier Elemente explizit artikulieren. Ich gehe im folgenden davon aus, daß diese vier Beziehungsarten ausreichen, um das Operieren hegemonialer Strategien zu erklären.

Grundsätzlich lassen sich zwei Arten von hegemonialen Strategien voneinander unterscheiden, denn ihr Gegenstand kann entweder die Etablierung oder die Verteidigung von Hegemonien sein; entsprechend kann man von einer *offensiv-hegemonialen* und von einer *defensiv-hegemonialen* Strategie sprechen. Da das hier verfolgte Projekt darin besteht, die Entstehung der Hegemonie der „Sozialen Marktwirtschaft“ zu rekonstruieren, gilt das Hauptinteresse offensichtlich dem Funktionieren der offensiv-hegemonialen Strategie, die entsprechend im Zentrum der folgenden Darstellung stehen wird. Die Funktionsweise der defensiv-hegemonialen Strategie wird – ebenso wie die Möglichkeiten einer *anti-hegemonialen* Strategie – abschließend nur knapp angedacht.

Wie viele andere Strategien setzt sich auch die offensiv-hegemoniale Strategie, im folgenden vereinfacht nur hegemoniale Strategie genannt, aus verschiedenen Strategemen zusammen, die sich differenziert beschreiben und klassifizieren lassen. Im folgenden werden – in den Abschnitten 5.2.1 und 5.2.3 bis 5.2.5 – neun dieser Strategeme in ihrer Funktionsweise und in ihrem Zusammenwirken erläutert (siehe Rahmen gegenüber).² Diese Strategeme (I) bis (IX) lassen sich in vier Gruppen aufteilen. Die drei als hegemoniale Kernstrategeme bezeichneten Strategeme werden im ersten der folgenden Abschnitte dargestellt (5.2.1). Sie lassen sich – so die These – in allen erfolgreichen hegemonialen Projekten stets als Bündel von Strategemen wiederfinden. Von besonderer Bedeutung ist dabei der Effekt, an dem alle drei Kernstrategeme auf die

2 Hiermit ist kein Anspruch auf Vollständigkeit verbunden. Es soll also nicht ausgeschlossen werden, daß nicht in bestimmten Diskursen weitere Strategeme zu den genannten hinzukommen können.

Übersicht I: Die Strategeme der offensiv-hegemonialen Strategie

- A. Kernstrategeme der offensiv-hegemonialen Strategie
 - (I) Äquivalenzierung differenter, am Allgemeinen orientierter Forderungen
 - (II) Antagonistische Zweiteilung des diskursiven Raums
 - (III) Repräsentation
- B. Grundlagenstrategem
 - (IV) Grundlagenstrategem der superdifferenziellen Grenzziehung
- C. Ergänzende hegemoniale Strategeme
 - (V) emergente Interpretationsoffenheit des symbolischen Äquivalents des Allgemeinen
 - (VI) Einrichtung/Fortschreibung von Subjektpositionen für politisch-gesellschaftliche Kräfte
 - (VII) gezieltes und vereinzelt Durchbrechen der antagonistischen Grenze
- D. Sekundäre hegemoniale Strategeme
 - (VIII) Strategem des eigentlichen Verfechters
 - (IX) Strategem der eigentlichen Bedeutung

eine oder andere Weise beteiligt sind: der Effekt der diskursiven Zweiteilung des symbolischen Raums, mithin der Instituierung dessen, was in den bisherigen Ausführungen immer wieder als Antagonismus bezeichnet wurde. Dem näheren Verständnis des Antagonismus ist ein eigener Abschnitt gewidmet (5.2.2). Anschließend werden eine Reihe weiterer hegemonialer Strategeme erörtert: zunächst das Grundlagenstrategem der superdifferenziellen Grenzziehung (5.2.3); dann einige ergänzende hegemoniale Strategeme, die sich üblicherweise dadurch auszeichnen, daß sie die Reichweite einer hegemonialen Formation-Formierung erhöhen (5.2.4); und schließlich die beiden sekundären hegemonialen Strategeme, die dann auftreten, wenn sich das entwickelt, was im vorangegangenen Kapitel als ein Ringen um eine Hegemonie zweiter Ebene bezeichnet wurde (5.2.5). Es folgt der bereits angekündigte kurze Blick auf die defensiv-hegemoniale und die anti-hegemoniale Strategie (5.2.6).

5.2.1 Kernstrategeme der Hegemonie

Jede hegemoniale Strategie, gleichgültig ob offensiv oder defensiv, rückt eine spezifische Forderung in den Mittelpunkt, die zugleich einen Mangel an Allgemeinem evoziert – wodurch auf ein imaginäres, umfassendes

des Allgemeinen verwiesen wird – und die Behebbarkeit oder doch wenigstens die Linderung dieses Mangels durch die Herbeiführung des Geforderten behauptet. Den Kern einer solchen Forderung macht eine bestimmte Symbolisierung des Allgemeinen aus (etwa „Soziale Marktwirtschaft“). In einem hegemonialen Projekt wird diese Forderung als umfassende, am Allgemeinen orientierte Forderung (vgl. Abschnitte 3.2 und 4.1) artikuliert. Im Übergang vom hegemonialen Projekt zur Hegemonie wandelt sich diese umfassende Forderung in eine hegemoniale Forderung, die nicht nur dem Anspruch nach umfassend ist, sondern in der der gemeinsame politische Wille der Betroffenen tatsächlich zum Ausdruck kommt. Die Bewegung vom hegemonialen Projekt zur Hegemonie bzw. von einer umfassenden zu einer hegemonialen Forderung baut auf drei (offensiv-hegemonialen) Strategemen auf, die als Kernstrategeme der Hegemonie bezeichnet werden können. Diese drei Strategeme können, auch wenn sie hier auf einer analytischen Ebene getrennt betrachtet werden, nur als zusammenhängende Bestandteile *einer* Strategie begriffen werden, weil jede für sich allein keine hegemonialen Effekte hätte. Als Kernstrategeme werden sie bezeichnet, weil sie zusammen genommen hinreichend sind, um die hegemoniale Strategie zu erfassen, obwohl sie durchaus um weitere Strategeme ergänzt werden können, auf die ich später noch zu sprechen kommen werde.

(I) *Äquivalenzierung differenter, am Allgemeinen orientierter Forderungen*. Eine hegemonial werdende oder gewordene Forderung zeichnet sich dadurch aus, daß sie über diejenigen Individuen oder Gruppen hinaus, von denen sie artikuliert wird, „anschlußfähig“ ist. Mit anderen Worten gelingt es ihr, jene Individuen und Gruppen in hinreichend großer Zahl zu subjektivieren, die die diskursive Präsenz und Wahrnehmbarkeit der (dann) hegemonialen Forderung gewährleisten (vgl. Kapitel 4.4). Ob und in welchem Ausmaß es letztlich zur Subjektivierung kommt, ist aufgrund der Ereignishaftigkeit und Kontingenz jedes diskursiven Geschehens nicht vorhersehbar. Gleichwohl zeichnen sich hegemoniale Strategien stets dadurch aus, daß sie eine Vielzahl von Subjektivierungsangeboten einer bestimmten Art machen: Sie artikulieren andere am Allgemeinen orientierte Forderungen, die, sobald sie erhoben werden, ja selbst Subjekte rekrutiert haben, in einer Äquivalenzbeziehung mit der umfassenden Forderung des jeweiligen hegemonialen Projektes. „Eigentlich zielt Eure Forderung doch auf dasselbe wie unsere, wenn unsere erfüllt wird, dann auch Eure“, wäre eine prototypische Artikulation im Sinne des Strategems I. Es geht also darum, daß einerseits verschiedene Forderungen als äquivalente Forderungen und andererseits verschiedene Subjektpositionen als äquivalente Subjektpositionen artikuliert werden. Mit Laclau/Mouffe (z.B. 1985: 131) kann man von

„Äquivalenzketten“ sprechen. Die Herausbildung solcher Äquivalenzketten von Forderungen (und den mit ihnen verbundenen Subjektpositionen), die sich auf ein spezifisches imaginäres Allgemeines beziehen, bleibt nicht ohne Rückwirkungen auf dieses Allgemeine, das im Zuge dieses Prozesses selbst – symbolisch – einem Veränderungsprozeß unterworfen ist und symbolisch nur Bestand haben kann, wenn es sich immer aufs Neue konstituiert. „No universality exists other than that which is built in a pragmatic and precarious way by that process of circulation which establishes an equivalence between an increasingly wide range of demands“ (Laclau 1990: 80). Das Strategem der Herstellung von Äquivalenzketten bzw. der Äquivalenzierung stellt also Beziehungen der Gemeinsamkeit, des Verbundenseins wie des Verbündetseins zwischen zunächst differentiellen diskursiven Elementen her und erhöht so das Potential einer hegemonialen Formation-Formierung, auch indem es die symbolische Fassung des Allgemeinen modifiziert.

(II) *Antagonistische Zweiteilung des diskursiven Raums.* Wie ist es aber möglich, offensichtlich differente Forderungen (etwa nach „Investitionsfreiheit“, „Leistungsgerechtigkeit“, „Einkommensumleitung“ und „Lastenausgleich“) als äquivalente Forderungen zu präsentieren? Oder höchst differente Subjektpositionen (wie die des profitorientierten Unternehmers, die des gerecht entlohnten Leistungserbringers und die des von der Einkommensumleitung oder dem Lastenausgleich Profitierenden) als äquivalente Subjektpositionen? Die Äquivalenzierung ist eben nicht möglich aufgrund dessen, was die Forderungen im positiven Sinne einfordern oder was die Subjektposition im positiven (also differenzbezüglichen) Sinne ausmacht, sondern nur aufgrund dessen, was sie alle als Forderungen überhaupt erst ermöglicht: ein Mangel an Allgemeinem. Im Rahmen der hegemonialen Strategie werden also verschiedene Forderungen und die Individuen oder Gruppen, die durch sie subjektiviert werden, als Äquivalente in bezug auf das Ziel der Überwindung des Mangels – und damit letztlich in bezug auf den Mangel selbst – artikuliert.

Das Problem dabei ist, daß dieser Bezug nicht unmittelbar hergestellt werden kann, weil dem Mangel im Raum des Symbolischen eine positive Form fehlt (der Mangel ist ja eine negative Größe). Was jedoch symbolisch bezeichnet werden kann, sind all die Widerstände, die sich einer Forderung auf dem Weg zur Behebung des Mangels entgegenstellen, die, mit anderen Worten, in einer Kontraritätsrelation zu einer Forderung stehen. Verschiedene, am Allgemeinen orientierte Forderungen lassen sich also dadurch in eine Äquivalenzbeziehung miteinander setzen, daß all jene diskursiven Elemente, zu denen sie in Kontrarität stehen, ebenso als Äquivalente artikuliert werden, um so dem Mangel eine positive symbolische Gestalt zu verleihen. Und so geht das Strategem

der Äquivalenzierung Hand in Hand mit dem Strategem der Zweiteilung des diskursiven Raums (vgl. Laclau/Mouffe 1985: 127-29).³ Eine solche Zweiteilung sucht jede hegemoniale Strategie zu instituieren: hier alles, was den Mangel an Allgemeinem beheben will; dort alles, was der Behebung entgegensteht.⁴ Die (offensiv-)hegemoniale Strategie artikuliert also zwei sich konfrontierende Äquivalenzketten und etabliert so eine besondere Art der Kontraritätsrelation, deren Bezugspunkt zugleich das imaginäre Allgemeine (das Vollkommene) jenseits des diskursiven Raums ist wie auch die Totalität des Diskurses, weil dieser Diskurs sich ja nur in Abgrenzung zum Diskursjenseitigen konstituiert. Weil der Bezugspunkt also in doppelter Hinsicht ein Vollkommenes bzw. eine Totalität ist, haben wir es mit einer Kontraritätsrelation in Bezug „auf alles“ zu tun, was nichts anderes ist als eine reine Kontraritätsrelation ohne spezifischen Bezugspunkt. Eine solche, bloß zweipolige Kontraritätsrelation kann man auch als Antagonismus bezeichnen (vgl. z.B. Laclau/Mouffe 1985: 122-127; Laclau 1990: v.a. 5-26). Auf die Besonderheit der antagonistischen Konstellation komme ich im folgenden Abschnitt (5.2.2) noch eingehender zu sprechen.

(III) *Repräsentation*. Mit der antagonistischen Strukturierung des diskursiven Raums und der gleichzeitigen Einbindung der verschiedenen diskursiven Elemente in sich konfrontierende Äquivalenzketten verbindet sich noch ein drittes hegemoniales Strategem: Eine – als Effekt hier von hegemoniale – Forderung wird als Repräsentantin der am Allgemeinen orientierten Äquivalenzkette artikuliert.⁵

Dies kann auf zwei Arten geschehen: Die erste Möglichkeit besteht darin, daß direkt auf das – natürlich in einer bestimmten Weise symbolisierte – imaginäre Allgemeine Bezug genommen wird. Dabei wird die Erfüllung der hegemonialen Forderung mit der Realisierung des Allge-

3 Im Rahmen der deutschsprachigen Untersuchungen zur Sprache der Politik ist verschiedentlich auf die Bedeutung der Aufteilung des Feldes des politischen Sprechens in binäre Oppositionen und die Zuschreibung des negativen Pols zum Gegner (Kuhn 1991: 104; Greiffenhagen 1980a: 13) hingewiesen worden. Es fehlte aber bislang eine Verortung dieses Strategems in einer Gesamtordnung hegemonialer Strategeme.

4 Zu letzterem gehört auch das innerhalb eines Diskurses vermeintlich Neutrale, das diskursiv nie als neutral gelten kann, weil es sich ja nicht an der Beseitigung eines offensichtlichen Mangels beteiligt. „Neutralität“ kann nur für diejenigen diskursiven Elemente aufrecht erhalten werden, die von der Zugehörigkeit zu einem spezifischen Diskurs durch eine Beziehung der Superdifferenz ausgeschlossen werden (vgl. 5.2.3).

5 Auf die Gleichzeitigkeit der Etablierung einer Äquivalenzkette und der Repräsentation des Allgemeinen wird in jüngeren Schriften auch von Laclau hingewiesen (vgl. Laclau 2000c: 304).

meinen bzw. das Geforderte mit dem Allgemeinen in eine Äquivalenzbeziehung gesetzt, während zugleich die Gegenstände aller anderen Forderungen, die in die Äquivalenzkette um die hegemoniale Forderung eingebunden sind, nur als Teile des Allgemeinen, und damit in bleibender Differenz zum Allgemeinen artikuliert werden. In doppelter Hinsicht ist diese Operation problematisch: Zum einen ist eine Äquivalenzbeziehung zwischen dem diskursiven Element, das den spezifischen Gegenstand der Forderung signifiziert, d.h. dem symbolischen Äquivalent des Allgemeinen – etwa „Soziale Marktwirtschaft“ –, und dem imaginären Allgemeinen keine diskursive Beziehung wie jede andere. Vielmehr handelt es sich um eine Beziehung, deren Instabilität über die übliche Instabilität aller diskursiven Beziehungen hinaus geht, weil es sich um die letztlich unmögliche Beziehung eines leeren Signifikanten handelt (vgl. 3.3): Die Unmöglichkeit besteht darin, daß ein Partikulum (jedes diskursive Element ist durch seine Existenz qua Differenz ein Partikulum) mit dem Allgemeinen kurzgeschlossen wird. Es handelt sich, mit anderen Worten, um eine Beziehung innerhalb des Differenzgeflechts des Diskurses, durch welche das Diskursäußere, das Nicht-Differente, das Vollkommene und Alles-Umfassende in den Diskurs „hereingeholt“ wird bzw. werden soll. Ein solcher Kurzschluß kann eine der Ursachen der Instabilität sein, die jede hegemoniale Diskursordnung auszeichnet, weil er eine potentielle Bruchstelle in diese Ordnung einführt. Diese Bruchstelle wird dann offensichtlich, wenn die Aussage, daß ein symbolisches Äquivalent des Allgemeinen doch gar nicht wirklich dem „tatsächlichen“ (dem imaginären) Allgemeinen entspreche, diskursive Validität erhält (wenn also die Äquivalenz nicht länger die fundamentale Differenz zwischen einem Differenzsystem und dessen nicht-differenstem und vollkommenem Außen überformen kann). Das zweite Problem besteht darin, daß die hegemoniale Forderung, die auf der einen Seite – hinsichtlich ihrer Kontrarität zum Mangel oder Mißstand – als den anderen Elementen „ihrer“ Äquivalenzkette äquivalent artikuliert wird, auf der anderen Seite – hinsichtlich ihrer Äquivalenz mit dem Allgemeinen – als different gegenüber den Elementen „ihrer“ Äquivalenzkette artikuliert wird. Auch hierdurch entsteht eine potentielle Bruchstelle im hegemonialen Gefüge, die dann offensichtlich wird, wenn die Frage danach, warum man primär die hegemoniale Forderung erfüllen solle und nicht eine der anderen Forderungen der am Allgemeinen orientierten Äquivalenzkette, obwohl doch alle gemeinsam auf die Beseitigung desselben Mißstands zielen, nicht mehr befriedigend beantwortet werden kann.

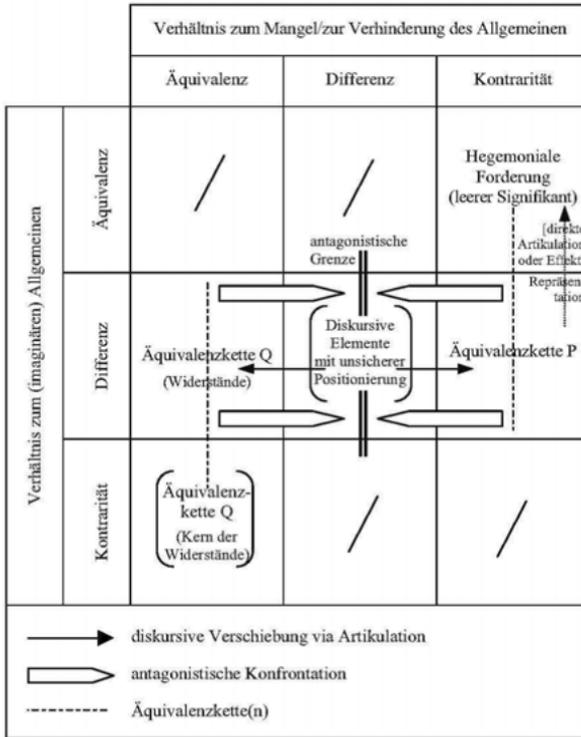
Die zweite Möglichkeit, diskursiv eine Beziehung der Repräsentation zu generieren, ist weniger brachial. Hier wird nämlich keine explizite Beziehung zwischen einem diskursiven Element und dem Allgemeinen

artikuliert, sondern diese Beziehung entsteht als Effekt. Eine umfassende (und hegemonial werdende) Forderung wird hierzu weiterhin in einer Äquivalenzbeziehung zu allen anderen Elementen der Äquivalenzkette artikuliert, aber diese anderen Elemente untereinander werden nur insofern als Äquivalente verstanden, als die (dann) hegemoniale Forderung bzw. das Hegemonial-Geforderte diese Äquivalenz vermittelt. Die hegemoniale Forderung wird sozusagen als exklusiver „Makler“ zwischen anderen Forderungen artikuliert, so daß sie sich eher im Zentrum eines (auf die Überwindung des Mangels an Allgemeinem orientierten) Äquivalenzsterns denn als beliebiges Glied einer Äquivalenzkette diskursiv manifestiert. Der diskursive Effekt ist damit wiederum, daß die (dann) hegemoniale Forderung als einziges Glied der Äquivalenzkette in der Lage erscheint, die Erfüllung aller am Allgemeinen orientierten Forderungen zu gewährleisten, wohingegen die anderen immer nur für sich selbst oder vielleicht für einen Teil der anderen Forderungen stehen. Auch hier kann die hegemoniale Artikulation nur verfolgt werden unter Inkaufnahme von Bruchstellen, weil eben einzelne Elemente zugleich als äquivalent und als doch nicht ganz äquivalent artikuliert werden müssen.

Die beiden hier ausgeführten Möglichkeiten zur Herstellung einer Repräsentationsbeziehung zwischen der hegemonialen Forderung und „ihrer“ Äquivalenzkette können letztlich als gleichwertig betrachtet werden, weil der Effekt derselbe ist: Beide führen erstens dazu, daß ein Element – die hegemonial werdende Forderung – anderen Elementen gegenüber sowohl als äquivalent als auch als different artikuliert wird; die hegemoniale Forderung muß sich diskursiv als „gleich“, aber genauso als „höher stehend“ oder „umfassender“ manifestieren. Zweitens bewirkt dies bei beiden Möglichkeiten die Einführung eines Bruchs in die hegemoniale Formation-Formierung. Daß keine hegemoniale Strategie die Existenz solcher Brüche verhindern kann, ist keine Schwäche, sondern liegt in der Natur der Diskursivität: Es läßt sich nun einmal keine diskursive Formation-Formierung jemals völlig schließen, es gibt immer Lücken im diskursiven Gefüge. Man muß, wofür die Erörterung hegemonialer Strategie einen erneuten Hinweis liefert, eben von einer grundlegenden Überdeterminierung aller diskursiven Elemente ausgehen, von einer Überdeterminierung, die dazu führt, daß keine Bedeutung – und insbesondere auch keine hegemoniale Bedeutung in politischen Diskursen – jemals endgültig fixiert werden kann.

Abbildung 2 (gegenüber) gibt einen zusammenfassenden Überblick über die drei Kernstrategeme der (offensiv-)hegemonialen Strategie sowie über die Art und Weise, in der im Zuge dieser Strategie die Elemente eines politischen Diskurses arrangiert werden. Die Abbildung verdeutlicht das Geflecht von Beziehungen zwischen diskursiven Ele-

Abbildung 2: Das Ineinandergreifen der drei hegemonialen Kernstrategeme



Quelle: eigene Darstellung

menten, das durch das Ineinandergreifen der drei hegemonialen Kernstrategeme typischerweise etabliert wird. Damit eine politische (am imaginären Allgemeinen orientierte) Forderung zur hegemonialen Forderung werden kann, muß sie „anschlußfähig“ für andere Forderungen sein, das heißt es muß diskursiv eine Äquivalenzbeziehung zwischen ihr und anderen Forderungen hergestellt werden. Weil es sich bezüglich des positiv Eingeforderten aber um differente Forderungen handelt (sonst würden sie sich ja nicht jeweils diskursiv manifestieren), kann die Äquivalenz nur in Kontrarität zum Mangel an bzw. zur Verneinung des Allgemeinen bestehen (rechte Spalte). Um die so artikulierte Äquivalenzkette P zu stabilisieren, muß dem Mangel eine symbolische Form gegeben werden, indem all jene diskursiven Elemente, die den Elementen der Äquivalenzkette P jeweils als Widerstand auf dem Weg zur Realisierung des Allgemeinen erscheinen, ebenfalls als Äquivalenzkette (Q) artikuliert werden – deren Elemente folglich dem Mangel oder Mißstand äquivalent gesetzt werden (linke Spalte). Das bedeutet, daß sämtliche diskur-

siven Elemente innerhalb eines Diskurses⁶ entweder in ein Projekt zur Überwindung eines Mangels bzw. zur Behebung eines Mißstands eingebunden werden oder aber als Grund/Teil/Verteidiger dieses Mangels oder Mißstands markiert werden, wodurch in den diskursiven Raum eine antagonistische Grenze zwischen sich konfrontierende Äquivalenzketten eingezogen wird. Hegemoniale Strategien arrangieren diskursive Elemente also auf eine Weise, die keine einfache Differenzrelation zum Mangel mehr zuläßt: Alles und jedes hat mit dem Mangel zu tun, so oder so. Dann aber wird die hegemoniale Forderung aus der Äquivalenzkette P als ihre Repräsentantin herausgehoben (unmittelbar oder effektiv). Der entstehende Bruch wird dadurch deutlich, daß die Abbildung zweidimensional gehalten werden mußte. In der einen Dimension sind alle Elemente der Äquivalenzkette P insofern äquivalent, als sie sich in einer Kontraritätsbeziehung zum Mangel und damit in derselben Spalte befinden, wohingegen sie in der anderen Dimension insofern different sind, als sie entweder in einer Äquivalenz- oder in einer Differenzrelation zum Allgemeinen stehen und folglich in verschiedenen Reihen erscheinen.

Eine letzte Anmerkung zur Abbildung: Daß sich nicht nur die Äquivalenzkette P, sondern auch die Äquivalenzkette Q über zwei Felder erstreckt, ist der Tatsache geschuldet, daß im Rahmen hegemonialer Strategien auch in diese Äquivalenzkette ein Bruch eingeführt werden *kann*, wenn eines oder mehrere derjenigen diskursiven Elemente, die dem Mangel zugeordnet werden, ausgezeichnet wird bzw. werden, indem es oder sie nicht nur als Widerstand gegen die Behebung des Mangels an Allgemeinem sondern als Antithese des Allgemeinen schlechthin artikuliert wird/werden. Eine Äquivalenzkette P kann also eine Äquivalenzkette Q konfrontieren, deren Elemente alle gleichwertige Elemente des Mangels sind (etwa wenn Wohlstand und sozialer Frieden der Sozialen Marktwirtschaft jeder Form von inhumaner Wirtschaftsordnung, sei es der unkontrollierte Wirtschaftsliberalismus oder die kommunistische Planwirtschaft, entgegengestellt werden); oder aber sie wird auf einen „konkreten Gegner“ hin gebündelt (etwa wenn der Wohlstand der sozialmarktwirtschaftlichen jungen Bundesrepublik dem DDR-Sozialismus entgegengesetzt wird). Eine derartige Artikulation eines „Repräsentanten der Negation“, eines „Kerns allen Übels“ oder eines „Erzfeindes“ des Allgemeinen ist kein notwendiger Bestandteil hegemonialer Strategien (die andauernde Heraushebung der hegemonialen Forderung funktioniert auch ohne die Besetzung einer „Erzfeind“-Position, solange überhaupt eine Äquivalenzkette Q Bestand hat), aber sie kann die Kohä-

6 Siehe unten (5.2.3) zur Absicherung der Diskursgrenze zwischen Innen und Außen mit Hilfe von Superdifferenzrelationen.

sion der am Allgemeinen orientierten Äquivalenzkette P und u.U. die Rolle der hegemonialen Forderung innerhalb dieser Kette stärken – letzteres dann, wenn das „Erzfeindliche“ in einer spezifischen Kontraritätsrelation zur hegemonialen Forderung steht. Allerdings geschieht diese eventuelle Stärkung der Äquivalenzkette P eben um den Preis, daß ein erneuter Bruch eingeführt wird, nämlich in die Äquivalenzkette Q, indem auch die dortigen Elemente gleichzeitig (in den verschiedenen Dimensionen der Abbildung) als Äquivalente und als Differente artikuliert werden.

5.2.2 Antagonismus als politisch-diskursives Phänomen

Die markanteste Eigenschaft jeder (offensiv-)hegemonialen Strategie besteht zweifelsohne in der antagonistischen Zweiteilung des symbolischen Raums, und dabei insbesondere in der Instituierung einer Grenze zwischen sich konfrontierenden Subjektpositionen. Nicht nur weil Antagonismen somit ein hervorstechendes Merkmal von Hegemonien sind, sondern auch, weil folglich die Rekonstruktion der jeweiligen politisch-diskursiven Antagonismuskonstruktionen häufig ins Zentrum der Analyse politischer Diskurse rückt, erscheint es notwendig, das Phänomen des Antagonismus in einzelnen Aspekten nun noch etwas präziser zu fassen.

Wiederholen wir zunächst: Ein Antagonismus⁷ ist ein diskursives Phänomen, das daraus resultiert, daß der symbolische Raum in zwei sich konfrontierende Arrangements diskursiver Elemente zweigeteilt wird. Dabei finden sich auf der einen Seite der antagonistischen Grenze jene Elemente, die in einer Kontraritätsrelation zum Mangel an Allgemeinem artikuliert werden, auf der anderen Seite hingegen jene Elemente, die sich ersteren als Widerstand erweisen und deshalb in einer Äquivalenzrelation zum Mangel an Gemeinwohl stehen, diesen mithin symbolisch positivieren. In Anlehnung an Laclau/Mouffe kann man somit davon sprechen, daß sich beiderseits der antagonistischen Grenze Äquivalenzketten bilden, deren Elemente jeweils in bezug auf den Mangel an Allgemeinem miteinander äquivalent sind. Zu dieser diskurstheoretischen Betrachtung des Antagonismus kommt die politische Betrachtung hinzu.

7 Vgl. allgemein zur Verwendung des Antagonismusbegriffs v.a. im Marxismus Haug (1994). Eine prominente Stellung erhält der Begriff v.a. wieder durch die Arbeiten von Ernesto Laclau und Chantal Mouffe, an denen sich auch die hiesige theoretische Auseinandersetzung mit dem Antagonismus orientiert, und zwar vor allem an Laclau/Mouffe (1985, die prägnanteste Darstellung findet sich hier auf den Seiten 122-127) sowie an weiteren Schriften von Ernesto Laclau (v.a. 1990; 1996a; 1996b; 2000a; 2000b; 2000c; 2005) und Chantal Mouffe (v.a. 1993).

Wir hatten festgestellt, daß Antagonismen als eine bestimmte Art des politischen Konflikts gelten dürfen, und zwar eben als jene, die pluralistische Konflikte um die Besetzung des leeren Ortes des Allgemeinen auf eine klare Alternative zuspitzen, wodurch sie diese Konflikte zum einen „nach innen“ befrieden und „nach außen“ verschärfen.

Was heißt es nun, Antagonismen als politisch-diskursive Phänomene zu begreifen? Sind sie etwa keine wirklichen Phänomene? Haben wir es nicht mit objektiv gegebenen Konflikten zu tun? Gewiß ist es so, daß tatsächlich stattfindende Auseinandersetzungen, seien dies politische Auseinandersetzungen im demokratisch-rechtsstaatlichen Sinne oder auch Auseinandersetzungen, in denen es zu handgreiflicher Gewalt kommt, die Konstituierung von Antagonismen beeinflussen können. Gleichwohl möchte ich dafür plädieren, Antagonismen strikt als diskursives Phänomen zu begreifen, und zwar deshalb, weil die Objektivität eines Antagonismus in mehrfacher Hinsicht entscheidend in Frage gestellt wird. Denn von einem objektiv gegebenen Antagonismus ließe sich nur dann sprechen, wenn man es (1) mit objektiv konstituierten, also abgeschlossenen und zunächst separaten Formationen zu tun hätte, die dann als solche (2) in objektiver Weise zu gegenseitigen Antagonisten werden, die also auf derselben Ebene liegen und in reziprokem gegnerischem Bezug zueinander stehen, und zwar unabhängig von der diskursiven Position – im wesentlichen geht es hier um Subjektpositionen innerhalb der Äquivalenzketten P und Q – desjenigen, der den Antagonismus artikuliert. Es wird sich zeigen, daß diese Anforderungen in mehrfacher Hinsicht scheitern.

Grundsätzlich ist die Vorstellung zweier aufeinander treffender Formationen von gleichem Status und damit die eines objektiv gegebenen, also vom Standpunkt unabhängigen antagonistischen Verhältnis naheliegend. Sie findet sich beispielsweise auch bei Antonio Gramsci, für dessen Konzeption der Hegemonie (siehe 4.1) die antagonistische Konfrontation bereits eine zentrale Rolle spielte. Daß er dabei Antagonismen als objektive Antagonismen im gerade dargestellten Sinn verstand, zeigt sich etwa dann, wenn er davon spricht, daß es stets zu einem „Kampf zwischen zwei hegemonischen Prinzipien“ komme (Gramsci 1991-2002: 6/1250), oder wenn er noch entschiedener feststellt: „Es gibt einen Kampf zwischen zwei Hegemonien, immer“ (ebd.: 5/1076).⁸

8 Falsch wäre es hingegen sicherlich, Gramscis Überlegungen zum Antagonismus auf sich konfrontierende Bündnisse oder Blöcke von Akteuren zu reduzieren, obwohl Gramscis Terminologie der Allianzbildung, des hegemonialen Subjekts, der Hauptgruppe usw. dies zunächst nahelegen könnte. Man würde dabei aber übersehen, daß es eben die Ideologie und der diesbe-

Gramsci geht offensichtlich davon aus, daß man es mit einem, für den „Teilnehmer“ an einer der beiden Hegemonien ebenso wie für einen Beobachter klar erkennbaren, objektiv gegebenen Konflikt zwischen zwei relativ stabilen gesellschaftlich-ideologischen Formationen zu tun hat.⁹

Hieran ist jedoch zunächst zweifelhaft, daß man es bei den Konfliktparteien eines Antagonismus mit stark aggregierten, in sich komplexen Einheiten zu tun hat. Vor allem aber kommt ein Faktor zum Tragen, der zwar mit Blick auf die Diskussion der Diskursivität (Kapitel 2) angesprochen, aber hier noch nicht in genügender Weise betont wurde: die Perspektivität jeder diskursiven und damit auch jeder hegemonialen Artikulation. Denn sowohl der Verlauf der antagonistischen Grenze als auch das, was sich diesseits und jenseits der Grenze befindet, wird stets nur *von einer der beiden Seiten* der Grenze aus artikuliert. Zwar produziert ein hegemonialer Diskurs zwei sich konfrontierende Äquivalenzketten P und Q, aber beide Ketten werden dabei stets von einem Punkt diesseits der Grenze (also von einem Punkt aus, der sich innerhalb der Äquivalenzkette P befindet) artikuliert. Beide Äquivalenzketten haben als Bezugspunkt einen Mangel an einem spezifischen imaginären Allgemeinen, wenn auch unter unterschiedlichen Vorzeichen. Aber sowohl der Mangel als auch die jeweilige Beziehung zu ihm existieren in ihrer spezifischen Form nur von einem bestimmten Ort der Artikulation aus, nicht hingegen von einem anderen Ort. Die Perspektivität des Antagonismus bedeutet, daß mit ihm nicht einfach eine Art „objektive Grenze“ eingeführt wird, sondern vielmehr eine standortabhängige Grenze zwischen dem Eigenen und dem Anderen.

Ich möchte dies anhand eines prägnanten Beispiels verdeutlichen, und zwar der Hegemonie des Nationalsozialismus in der spezifischen Dimension der internationalen Herrschaft politisch-gesellschaftlicher Systeme. Dieser Hegemonie lag ein spezifisches imaginäres Allgemeines zugrunde, das wie jedes imaginäre Allgemeine diffus war und sich in etwa mit „gerechte Weltordnung“ umschreiben läßt. Von der Position eines Nationalsozialisten aus symbolisierte nun die weltweite Ausdehnung des Nationalsozialismus das imaginäre Allgemeine, „weltweiter

zügliche gemeinsame Wille sind, die den „Zement“ jeder zivilgesellschaftlichen Organisation bilden (vgl. Gramsci 1991-2002: 6/1313).

9 Zwar hatte Gramsci – wie weiter oben (4.1) bereits ausgeführt – durchaus gesehen, daß es innerhalb von Hegemonien immer wieder zu Verschiebungen kommt, etwa wenn neue Akteure in eine Allianz von Akteuren eingebunden werden. Aber der Kern der Hegemonie bleibt nach Gramsci doch erstens stabil und ruht zweitens in sich selbst, ist also nicht diskursiver Erschütterung ausgesetzt: Hier finden sich die Hauptgruppen des Proletariats und der Bourgeoisie, die somit für ein hohes Maß an Stabilität sorgen.

Triumph des Nationalsozialismus“ wird aus dieser Perspektive zum leeren Signifikanten. Die Äquivalenzkette P, die sich um den „weltweiten Triumph des Nationalsozialismus“ ausbildet, setzt diesen äquivalent mit der Verwirklichung „biologischer Zwangsläufigkeit“ und anderen sozialdarwinistischen Diskurselementen, Herrschaft qua rassistischer Überlegenheit, Absicherung einer bestimmten Art der kapitalistischen Wirtschaftsordnung usw. Außerdem bietet sie zahlreiche miteinander verknüpfte Subjektpositionen an: Als zentrale Subjektpositionen werden die des Nationalsozialisten und des Deutschen artikuliert, aber ergänzend hierzu öffnet die hegemoniale Formation-Formierung des Nationalsozialismus zahlreiche Subjektpositionen für Verbündete auf verschiedensten Ebenen: auf der Ebene der Nationalitäten die des Italieners, des Japaners, des Kroaten usw.; auf der „rassistischen“ Ebene die des Germanen, des Ariers, des Weißen usw.; auf der ideologischen Ebene die des Faschisten, des Pfeilkreuzlers usw. Die Äquivalenzkette Q besteht aus diversen Elementen, die jedoch – wiederum von der Position des Nationalsozialisten aus – allesamt eines gemeinsam haben: Sie stehen der Erreichung des imaginären Allgemeinen, die mit der Vollendung des symbolischen Allgemeinen als deckungsgleich artikuliert wird, entgegen: Bolschewismus, Judentum, Russentum, Slawentum, Liberalismus, Parlamentarismus, amerikanischer Kapitalismus usw. Entsprechende Subjektpositionen werden auch in dieser Äquivalenzkette artikuliert.

Dieses Beispiel vermag verdeutlichen, daß die *beiden* Äquivalenzketten P und Q von einem Punkt diesseits der Grenze aus artikuliert werden. Beide sind Bestandteil des hegemonialen Projekts des Nationalsozialismus: zum einen der gemeinsame Wille, eine „gerechte Weltordnung“ zu schaffen, die im „weltweiten Triumph des Nationalsozialismus“ besteht, zum anderen alles, was diesem Willen entgegensteht. Versetzt man sich nun jedoch in eine Position der Äquivalenzkette Q, wie sie von der nationalsozialistischen Hegemonie artikuliert wird, scheinen die von diesem hegemonialen Projekt zur Verfügung gestellten Subjektpositionen und die entsprechenden Äquivalenzartikulationen nie zwangsläufig und oft unverständlich oder absurd. Man denke daran, wie seltsam von der Subjektposition eines jüdischen New Yorker Bankiers aus die von den Nationalsozialisten vorgenommene Äquivalenzierung dieser Subjektposition mit der des bolschewistischen Kommissars vorgekommen sein mag (und umgekehrt). Und so verfehlt eine hegemonial geschmiedete Äquivalenzkette Q das Widerständige bzw. den Anderen, den sie bemüht ist zu porträtieren, immer aufs Neue. Von einer Position aus, die sich mit dem Nationalsozialismus konfrontiert sieht, bildet sich dessen Äquivalenzkette Q keineswegs als eigenständige (quasi gespiegelte) Äquivalenzkette P eines komplementären hegemonialen Projekts,

geschweige denn einer ausgebildeten Hegemonie. Deshalb ist es nicht sinnvoll, einen Antagonismus als die Konfrontation zweier sich objektiv konfrontierender hegemonialer Projekte oder gar Hegemonien zu begreifen. Treffender ist es, von zwei hegemonialen Subformationen/-formierungen zu sprechen, die aber Teil desselben, von einem bestimmten Ort aus artikulierten hegemonialen Projekts sind – oder aber beim Begriff der Äquivalenzkette(n) zu bleiben.

Innerhalb eines Antagonismus übernehmen die beiden Äquivalenzketten freilich sehr verschiedene Funktionen, haben also keineswegs denselben Status. Eine Hegemonie als Praxis der Formierung eines gemeinsamen Willens ist darauf angewiesen, daß bestimmte politisch-gesellschaftliche Kräfte sich für jene Subjektpositionen rekrutieren lassen, die ihre Äquivalenzkette P zur Verfügung stellt. Der Erfolg einer Hegemonie bemißt sich danach, in welchem Ausmaß es tatsächlich zu solchen Rekrutierungen, die die diskursive Wahrnehmbarkeit gewährleisten, kommt, bzw. danach, wie politisch-gesellschaftliche Kräfte über die Subjektpositionen der Äquivalenzkette P in den Diskurs eintreten. Für die Subjektpositionen einer Äquivalenzkette Q hingegen müssen nicht notwendigerweise Subjekte rekrutiert werden. Die Äquivalenzkette Q muß in der Lage sein, die Begründung für Schwierigkeiten bei der „Verwirklichung“ des imaginären Allgemeinen (das de facto *niemals* verwirklicht werden kann) und für die Notwendigkeit einer gemeinsamen Anstrengung zu liefern. Hierfür kann es durchaus notwendig sein, einzelne Individuen als Repräsentanten der hegemonialen Äquivalenzkette Q bzw. als deren Subjekte zu artikulieren. Es muß aber fraglich erscheinen, ob es tatsächlich Individuen gibt, die sich exakt auf eine der Subjektpositionen (mit all ihren Äquivalenzrelationen) einer hegemonialen Subformation des Mangels rufen lassen.

Daß es immer nur zwei von einem bestimmten Punkt aus artikulierte, antagonistische hegemoniale Subformationen/-formierungen oder Äquivalenzketten gibt, aber nicht notwendigerweise zwei antagonistische Hegemonien, bedeutet im übrigen nicht, daß es nicht Hegemonien geben *kann*, deren Äquivalenzkette P auf solche Weise artikuliert wird, daß sie der Äquivalenzkette Q einer anderen Hegemonie wenigstens in Teilen *ähmelt*. So entwickelte sich beispielsweise während des zweiten Weltkriegs in der Sowjetunion eine gegen den deutschen Aggressor gerichtete Hegemonie, die in ihrer Äquivalenzkette P national-russische, sowjetische und kommunistische Diskurselemente äquivalent setzte (vgl. Altrichter 1993: 106). Diese liegt auf einer völlig anderen Ebene als die beschriebene Hegemonie des Nationalsozialismus: Sie konstituiert sich in einem nationalen bzw. staatlichen und nicht in einem weltweit-internationalen Kontext, ihr Anspruch ist zunächst kein umfassend

gesellschaftlich-politischer, sondern ein militärischer, und sie zielt auf ein anderes spezifisches Allgemeines (nicht die „gerechte Weltordnung“, sondern die „Freiheit“). Dennoch ähnelt sie zum Teil der Äquivalenzkette Q des Nationalsozialismus – auch wenn dessen Konstruktion des Gegners diesen Gegner verfehlt –, nicht nur, weil sich einige (wenn auch bei weitem nicht alle!) Äquivalenzartikulationen in beiden Formationen-Formierungen decken, sondern auch, weil die antagonistische Grenze zum Teil ähnlich verläuft: gegen die Nationalsozialisten, gegen die Deutschen. Eine Hegemonie A wird also offensichtlich dann insgesamt gestärkt, wenn sich ihre Äquivalenzkette Q deshalb überzeugender artikulieren läßt, weil eine Hegemonie B Rekrutierungserfolge für ihre Äquivalenzkette P erzielen konnte, die der Artikulation der Äquivalenzkette Q von Hegemonie A (natürlich stets nur zum Teil) entspricht; weil, mit anderen Worten, aus der Perspektive der Hegemonie A ein „tatsächlich“ erfahrbarer Gegner artikuliert werden kann. Folglich läßt sich auch festhalten, daß tatsächlich stattfindende Konflikte die Artikulation von Antagonismen durchaus beeinflussen können, sie sind aber nicht mit ihnen deckungsgleich.

Dies führt zu einer ersten Folgerung bezüglich der Konzeption des Antagonismus: Antagonismen existieren in Abhängigkeit von der Verortung und der Perspektive des jeweiligen Diskursteilnehmers, sie sind keine objektiven Phänomene in dem Sinn, daß sie sich vom – freilich nur hypothetischen Standpunkt – eines Beobachters in immer gleicher Weise abbilden ließen. Greift man diesbezüglich auf Gramscis Betrachtungsweise zurück, so ist gegen Gramsci festzustellen, daß es stets eine Vielzahl hegemonialer Projekte geben kann, die durchaus im einen oder anderen (Teil-)Kontext aufeinander und gegeneinander Bezug nehmen können, dies aber nicht notwendigerweise tun. Angesichts dieser Pluralität kann man nicht davon ausgehen, daß sich stets nur zwei Hegemonien (oder allgemeiner: in irgendeiner Weise objektiv konstituierte Formationen von gleichem Status) antagonistisch gegenüberstehen. Antagonistisch im engeren Sinne sind daher immer nur die beiden Äquivalenzketten oder hegemonialen Subformationen/-formierungen, die von *einem* Standpunkt innerhalb eines hegemonialen Projekts artikuliert werden. Der Gegner oder das Widerständige, aus dem sich die Äquivalenzkette Q formt, wird dabei immer auf die eine oder andere Weise verfehlt, er/es bildet keinen objektiven Gegenpart.

Zu dieser ersten Folgerung kommt eine zweite, die in bezug auf die Einrichtung von Antagonismen als Gegenstand hegemonialer Strategie von besonderer Bedeutung ist. Denn jede hegemoniale Strategie und damit auch der Erfolg hegemonialer Projekte beruht darauf, daß sich die antagonistische Grenze als möglichst rigide und undurchlässige Grenze

artikulieren läßt, was gleichzeitig heißt, daß die diskursiven Regionen beiderseits der Grenze als festgefügte Gebilde erscheinen. Ohne diese Rigidität würde die hegemoniale Mobilisierungspotenz leiden. Nun belegt aber bereits die Perspektivität jeder diskursiven Konstruktion eines Antagonismus, daß man von einem rigide fixierten Verlauf der antagonistischen Grenze, die sich von der Warte eines Beobachters aus konstatieren ließe, nicht sprechen kann. Denn weil sie sich in Abhängigkeit von der – räumlichen, zeitlichen und sozialen – Perspektive konstituieren (oder eben auch nicht), können weder die Grenze selbst noch die durch sie getrennten Subformationen/-formierungen jemals endgültig, abgeschlossen oder in sich stabil sein.

Neben der Perspektivität ist es allerdings auch die grundlegende Fluidität des Diskurses, die eine dauerhafte Stabilität der antagonistischen Grenze unmöglich macht. Im hegemonietheoretischen Denken von Ernesto Laclau und Chantal Mouffe beruht diese Fluidität insbesondere auf dem dialektischen Verhältnis der beiden Logiken, die das diskursive Geschehen vorantreiben und dynamisieren: der Logik der Differenz und der Logik der Äquivalenz (vgl. grundlegend Laclau/Mouffe 1985: 127-131).¹⁰ Wie dargestellt haben diskursive Elemente nur auf-

10 Wie im Kapitel 2.3 ausführlich dargestellt, gehe ich von insgesamt vier grundlegenden diskursiven Beziehungsarten aus: Differenz, Äquivalenz, Kontrarität und Superdifferenz. Im Unterschied hierzu scheinen Laclau/Mouffe im wesentlichen mit zwei Arten diskursiver Beziehungen auszukommen, nämlich mit Differenz und Äquivalenz (beide übernehme ich von Laclau/Mouffe). Die Beziehungsart der Superdifferenz habe ich hinzugefügt, weil es mir unmöglich erscheint, ohne einen solchen Modus der nicht-antagonistischen Grenzziehung die tendenziell totalisierenden Effekte der Hegemonie (die Artikulation zweier sich unabdingbar konfrontierender Blöcke) befriedigend zu erklären. Denn im schier unendlichen Bereich der Diskurse sind derartige Totalisierungen nicht praktikabel, solange keine vorstrukturierenden Sektorierungen vorgenommen und die Grenzen zwischen verschiedenen Diskurssektoren nicht immer wieder abgesichert werden; genau jene Artikulationen, die der Sektorierung dienen, lassen sich als Superdifferenzartikulationen bezeichnen. Erst die Annahme von diskursiven Superdifferenzrelationen macht die Überlegung von Laclau/Mouffe plausibel, nach der das Äußere eines Diskurses andere Diskurse seien (vgl. Laclau/Mouffe 1985: 146, Endnote 20). Schwieriger ist die Begründung einer zusätzlichen Beziehungsart Kontrarität, zumal der uns im Rahmen der Hegemonietheorie vor allem interessierende Fall der Kontrarität, der Antagonismus, nach der bisherigen, an Laclau/Mouffe anschließenden Darstellung offensichtlich ein Effekt von Äquivalenzbeziehungen ist. Doch es geht eben nicht nur um Äquivalenz per se, sondern um Äquivalenz in Beziehung auf X. Ernesto Laclau selbst formuliert verschiedentlich (vgl. z.B. Laclau 2000c: 302), daß die Äquivalenz möglich ist aufgrund von verschiedenen Konflikten mit verschiedenen Gegnern, die sich in verschiedenen Forderungen entgegenstellen, die aber trotz ihrer

grund der Logik der Differenz eine Existenz als eigenständige, positive Einheiten, d.h. weil sie sich von allen anderen diskursiven Elementen unterscheiden. Ein von reinen Differenzstrukturen durchzogener gesellschaftlich-symbolischer Raum jedoch wäre zwar ein komplexer, aber ein gleichwohl statischer Raum verschiedener Elemente, könnte somit also weder die Beweglichkeit von Sozial- wie von Sinnstrukturen erklären noch das Auftreten „negativer“ diskursiver Elemente, wie sie antagonistische Relationen voraussetzen. Beweglichkeit wie Negativität können erst auftreten, wenn die Logik der Äquivalenz als Überformung – oder Subversion – der Differenz ins Spiel kommt. Denn sobald eine Anzahl differenter diskursiver Elemente als Äquivalente artikuliert werden, kommt es zu „Verschiebungen“ und „Gewichtsverlagerungen“ im Differenzgefüge. Wenn nun aber Äquivalenz zur vorherrschenden Relation eines diskursiven Raums wird – wie im Falle eines Antagonismus, wo sich ja zwei Äquivalenzketten bilden, die alle diskursiven Elemente umfassen – kommt es ebenso zu einem fixierten diskursiven und sozialen Raum, der nur anders strukturiert ist als jener, in dem Differenz vorherrscht. Jede Art von fixiertem Raum aber würde die hegemoniale Praxis, die auf die Beweglichkeit der Elemente unbedingt angewiesen ist, unmöglich machen – so wie jede andere soziale und diskursive Praxis auch. Weil aber immer wieder Ereignisse in diese diskursiv etablierten Strukturen eindringen und neue Differenzierungen erforderlich machen, läßt sich auch die äquivalentielle Fixierung niemals konsequent aufrecht erhalten. Und so stehen sich denn auch Differenz und Äquivalenz als diskursive Logiken gegenüber, ohne daß die eine über die andere jemals letztlich Dominanz erringen kann, mit dem Effekt, daß Diskurse dynamisch bleiben und diskursive wie soziale Formationen-Formierungen beständig in Bewegung sind. Weder Differenz noch Äquivalenz können also eine völlige Fixierung des diskursiven und sozialen Raums bewirken, weshalb auch ein transparenter und stabiler Antagonismus letztlich unmöglich ist:

Verschiedenheit alle als Teil *eines* gegnerischen Systems (die hier so bezeichnete Äquivalenzkette Q) artikuliert werden. Das X der Formulierung „Äquivalenz in Beziehung auf X“ ist also selbst eine Beziehung, für die ich vorschlage, sie Kontraritätsbeziehung zu nennen. Auch wenn diese beiden diskursiven Beziehungsarten denen der Differenz und der Äquivalenz hinzugefügt werden, so können doch weiterhin, wie von Laclau/Mouffe formuliert, Differenz und Äquivalenz als die tragenden diskursiven Logiken der Hegemonie gelten: Denn zwar bilden Superdifferenzrelationen die Voraussetzung für die Möglichkeit von hegemonialen Projekten und Hegemonien, und Kontraritätsrelationen liefern den Anlaß für antagonistische Äquivalenzierungen, aber das hegemoniale Ringen selbst wird durch die Gegenkräfte von Differenz und Äquivalenz, also von der Zerstreuung und der Ballung diskursiver Elemente bestimmt.

[J]ust as the logic of difference never manages to constitute a fully sutured space, neither does the logic of equivalence ever achieve this. The dissolution of the differential character of the social agent's positions through the equivalential condensation is never complete. If society is not totally possible, neither is it totally impossible. This allows us to formulate the following conclusion: if society is never transparent to itself [...] neither is antagonism entirely transparent [...] (Laclau/Mouffe 1985: 129).

Schließlich ist ein reiner, transparenter und stabiler Antagonismus auch deshalb unmöglich, weil die fixierte Grenze, die mit einem solchen Antagonismus einher gehen würde, nur in einem abgeschlossenen und ebenso fixierten Raum des Sozialen denkbar ist. Der Raum des Sozialen jedoch ist grundsätzlich nicht in positiver Weise schließbar, weil das Eins- und Abgeschlossenheit einer Gesellschaft immer nur in ihrem *Mangel an Einssein* besteht, den sie symbolisch auf *verschiedenste* Arten zu überwinden sucht. Hegemonien beruhen somit also zwar immer auf Antagonismen, aber auf historisch kontingenten, prekären und letztlich immer scheiternden Antagonismen (vgl. auch Laclau 1990: 7-10).¹¹

Noch eine letzte Anmerkung zur Bedeutung des Antagonismus: Durch die enge Verknüpfung mit der hegemonialen Strategie haben wir ihm nun im wesentlichen eine funktionelle Bedeutung innerhalb von politischen Diskursen, in denen sich eine hegemoniale Praxis herausbildet, zugewiesen. Warum Antagonismen zwar von tatsächlichen gesellschaftlichen Konflikten inspiriert sein können, aber keineswegs in einem objektiven Sinne mit diesen deckungsgleich sind, wurde nun ausgeführt. Daß *der* Antagonismus im realen Sinne dennoch eine zentrale Rolle spielt, darauf hat Slavoj Žižek (1990: 253) in seiner kritischen Ausein-

11 Daß die antagonistische Grenze brüchig und ständig in Bewegung ist, zeigt sich im übrigen auch im Alltag jeder hegemonialen Praxis, etwa darin, daß die als fix artikulierte Grenze dann immer wieder durchbrochen oder verschoben wird, wenn also zur Erfolgssteigerung eines hegemonialen Projekts oder zur Festigung einer Hegemonie einzelne Forderungen von jenseits der antagonistischen Grenze (also in der Äquivalenzkette Q verortete Forderungen) in die Äquivalenzkette P eingebunden werden. Solche Artikulationen des „Herüberziehens“ können als eigenes, die hegemoniale Strategie ergänzendes Strategem gelten (siehe 5.2.4). Ähnlich verhält es sich, wenn diskursive Elemente, und vor allem Subjektpositionen einer Äquivalenzkette Q, zugleich als „de facto“ äquivalent und als „eigentlich“ different artikuliert werden. Eine entsprechende idealtypische hegemoniale Artikulation könnte lauten: „Im Zusammenschluß versuchen X und Y die Verwirklichung des Gemeinwohls zu verhindern, und dabei dient dieser Zusammenschluß nicht einmal dem eigentlichen Individualinteresse von X, dem bei einer Verwirklichung des Gemeinwohls im Sinne von P₁ [das leere diskursive Element] wesentlich besser gedient wäre!“

andersetzung mit den Schriften von Laclau/Mouffe aufmerksam gemacht. Laclau/Mouffe, so Žižek, hätten denn auch einen doppelten Begriff des Antagonismus. Zum einen gibt es die Realität der Antagonismen (im Plural), das heißt der diskursiv vermittelten, alltäglichen Konflikte zwischen gesellschaftlichen Gruppen, die mit einer Zweiteilung des symbolischen Raums einhergehen. In solchen Antagonismen geht es, mit anderen Worten, um die Konfrontation eines gemeinsamen Willens verschiedener politisch-gesellschaftlicher Kräfte mit dem, was diesem Willen entgegensteht. Weitestgehend ist es dieses Verständnis des Antagonismus, das hier – unter Betonung der Diskursivität – zugrunde gelegt wird. Daneben aber gibt Žižek den wichtigen Hinweis, daß es auch den Antagonismus (im Singular) gibt, den im Lacanschen Sinne realen Antagonismus. Erinnern wir uns: Nach Lacan bildet das Reale die Grenze des Symbolischen. Es ist nicht symbolisierbar, aber macht sich immer dann bemerkbar, wenn Symbolisierungsprozesse scheitern. Der Antagonismus kann deshalb als real gelten, weil er nicht nur eine Konsequenz der Leere des Orts des Allgemeinen ist, sondern gleichzeitig die Grenze des Allgemeinen konstituiert, die nicht durchdrungen werden kann und die eine vollständige symbolische Konstituierung des (imaginären) Allgemeinen letztlich verhindert. Mit anderen Worten: Das Reale des Antagonismus kommt als Grenze von Gesellschaft im umfassenden Sinn und als Grenze des Allgemeinen zum Vorschein, bzw. in der Unversöhnlichkeit der Gesellschaft mit sich selbst (bzw. mit ihrer imaginären Dimension) und der des symbolischen Allgemeinen mit dem imaginären Allgemeinen.¹²

5.2.3 Superdifferenzielle Grenzziehung als diskursives Grundlagenstrategem

(IV) Superdifferenzielle Grenzziehung. Jede diskursive Strategie ist darauf angewiesen, daß der diskursive Raum, den in bestimmter Weise zu ordnen ihr Ziel ist, nicht grenzenlos ist. Die schier unendliche Menge einzelner Akte der Sinnproduktion, die uns täglich in den verschiedensten Bereichen überfluten, muß irgendwie gegliedert sein, damit überhaupt so etwas wie eine diskursive Strategie – innerhalb eines Bereiches – ansetzen kann. Dies gilt natürlich auch für die Politik, deren Raum – bzw. der Raum dessen, was zur Politik gehört – ebenso nach außen ab-

12 Laclau hat diese Kritik Žižeks aufgenommen und in seine Theorie integriert. In jüngeren Arbeiten (so in Laclau 2000a: 77) macht er darauf aufmerksam, daß sich das Lacansche Reale und die Konzeption des Antagonismus weitgehend decken. Siehe auch die Adaption Lacanschen Vokabulars in Laclaus ganz eigenem Jargon: „the Real becomes a name for the very failure of the Symbolic in achieving its own fullness“ (ebd.: 68).

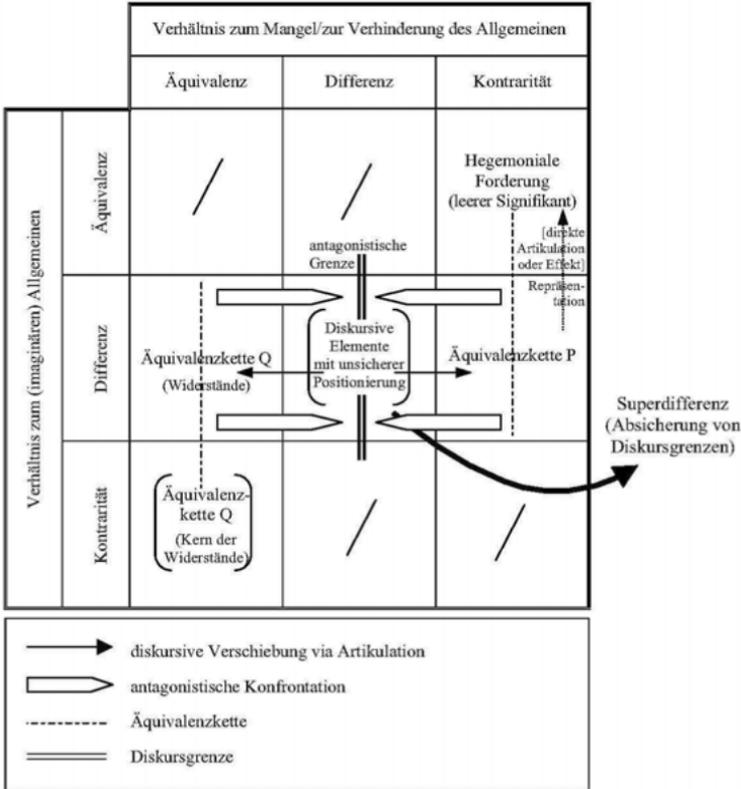
gegrenzt werden muß, wie sie nach innen in spezifische politische Diskurse unterteilt wird. Nur in solchen abgegrenzten Räumen kann Hegemonie als politisch-diskursive Strategie zum Tragen kommen (wobei sich insbesondere die Politik in den liberalen pluralistischen Demokratien dadurch auszeichnet, daß sie die Arenen, in denen es zu hegemonialer Praxis kommen kann, multipliziert)¹³, denn nur ein Raum, der in relativ übersichtlicher Weise abgegrenzt ist, läßt sich sinnvoll antagonistisch aufteilen. Aus diesem Grund muß der diskursive Raum der unendlich ausgedehnten Differenz parzelliert werden. Die beiden bedeutendsten Arten der Konstituierung unterschiedlicher politischer Diskurse wurden bereits oben genannt: zum einen die Eingrenzung der Reichweite des Diskurses auf eine bestimmte Bezugsgruppe, zum anderen durch den Bezug auf jeweils unterschiedliche Aspekte des imaginären Gemeinwohls.

Um diese Diskursgrenzen aufrecht zu erhalten, kommt es regelmäßig – d.h. immer wieder in Situationen, in denen Grenzen in Frage gestellt sind – zur Artikulation dessen, was oben (2.3) als Superdifferenzrelation bezeichnet wurde. Hierbei werden einzelne diskursive Elemente oder ganze Diskursregionen aus der Zugehörigkeit zu einem bestimmten diskursiven Raum verbannt, indem ihre Differenz in gewisser Weise „verstärkt“ wird. Es wird eine Grenze eingezogen, die einerseits grundlegender ist als die eines Antagonismus, insofern als antagonistisch angeordnete Elemente im selben Raum – mit denselben Bezugspunkten – verortet sind, während Elemente oder Cluster von Elementen, die als superdifferenziell artikuliert werden, getrennten Räumen zugeordnet werden; antagonistische Elemente gleichen verfeindeten Geschwistern, superdifferente Elemente hingegen gehören zu verschiedenen Familien. Andererseits ist die Grenze normalerweise nicht so prekär und kein Gegenstand kontinuierlicher Auseinandersetzungen, sie wird eben nur regelmäßig abgesichert. In Abbildung 3 (Seite 232) wurde das Strategem der superdifferenziellen Grenzziehung (*Strategem IV*) in die obige Abbildung der drei Kernstrategeme (Abbildung 2) eingefügt. Der Doppelstrich um die gesamte Tabelle verdeutlicht die Grenze eines Diskurses nach außen.

Eine Superdifferenzartikulation läßt sich z.B. konstatieren (in diesem Fall zwischen Sicherheits- und Wirtschaftspolitik), wenn im Zusammenhang mit der Schließung von Bundeswehrstandorten geäußert wird, Verteidigungspolitik sei nun einmal nicht für die regionale Wirtschaftsförderung zuständig. Ähnliches gilt etwa für Äußerungen, in denen Politik und Religion als getrennte Sphären behauptet werden, oder für Plädoyers, der Staat solle sich aus den Familien heraushalten.

13 Vgl. zum diesbezüglichen Unterschied zwischen autoritären und demokratischen Staaten Laclau (1979) und Laclau/Mouffe (1985: 131-134).

Abbildung 3: Das Ineinandergreifen der drei hegemonialen Kernstrategeme unter gleichzeitiger Berücksichtigung des diskursiven Grundlagenstrategems der Superdifferenz



Quelle: eigene Darstellung

Es sei nochmals betont: Die interne Untergliederung des diskursiven Raums muß als diskursives Grundlagenstrategem gelten, dessen Einsatz zwar unbedingt notwendig ist, damit überhaupt hegemoniale Artikulationen getätigt werden können, das aber gleichzeitig nicht notwendigerweise in einem unmittelbaren Zielzusammenhang mit hegemonialen Projekten steht, sondern vielmehr ganz allgemein für die Ausbildung spezifischer diskursiver Gegenstände entscheidend ist.

5.2.4 Ergänzende hegemoniale Strategeme

Als ergänzende hegemoniale Strategeme sollen jene Strategeme bezeichnet werden, deren Vorhandensein keine notwendige Bedingung dafür bildet, um eine diskursive Praxis als hegemoniale Praxis zu kenn-

zeichnen. Auch sind sie nicht Teil des Verbundes von Kernstrategemen, deren gemeinsames Auftreten als hinreichende Bedingung für die Feststellung einer hegemonialen Praxis dient. Dennoch können ergänzende Strategeme entscheidenden Einfluß auf den Erfolg oder Mißerfolg von hegemonialen Projekten haben, und zwar insofern als dieser Erfolg ja stets in relativer Weise und nicht an einem absoluten Wert gemessen wird. Jedes der im folgenden genannten drei Strategeme wirkt in der einen oder anderen Weise darauf hin, die Reichweite einer hegemonialen Formation-Formierung zu erhöhen. Das heißt, sie lassen sich konstatieren, wenn es darum geht, die Subjektivierungswirkung von hegemonialen Formationen-Formierungen in der Weise zu steigern, daß auch die diskursive Wahrnehmbarkeit eines artikulierten gemeinsamen Willens zunimmt. Dabei setzen diese Strategeme an unterschiedlichen Punkten innerhalb solcher Formationen-Formierungen an.

(V) *emergente Interpretationsoffenheit des symbolischen Äquivalents des Allgemeinen.* Im Zentrum der hegemonialen Forderung steht ein diskursives Element, das als symbolisches Äquivalent des Allgemeinen dient (z.B. „Soziale Marktwirtschaft“). Bei erfolgreichen Hegemonien zeichnen sich diese zentralen diskursiven Elemente dadurch aus, daß sie innerhalb des Bedeutungsnetzes unmittelbar in einer sehr hohen und zugleich diversen Anzahl von Verknüpfungen artikuliert werden. Es handelt sich, mit anderen Worten, um diskursive Elemente, die sich aufgrund ihrer zahlreichen unmittelbaren Anschlußmöglichkeiten als komplizierte und infolgedessen – weil sie verschiedenste komplexitätsreduzierende Zugänge öffnen – als außergewöhnlich interpretationsoffene Elemente konstituieren. Weil derartige diskursive Elemente die diffusen Erwartungen, die aus vielen subjektiven Perspektiven an das Allgemeine gerichtet werden, auffangen können, können sie am ehesten die unmögliche Rolle eines partikularen Repräsentanten des Allgemeinen übernehmen. Die Interpretationsoffenheit – die nicht als ontologische Konstante eines Begriffs verstanden werden darf, sondern als emergente, sich konstituierende Eigenschaft (Brodocz 2003a: 61) – geht sozusagen mit einer sozialen Integrationsleistung einher (vgl. wiederum für viele Bergsdorf 1991: 22-24; Bonacker/Brodocz 2001; Brodocz 2003b: 228-238). Ob sich eine bestimmte Bedeutung dieses zentralen diskursiven Elements durchsetzt, ist eine Frage einer Hegemonie zweiter Ebene (siehe hierzu 4.6.2 und 5.2.6).

(VI) *Einrichtung/Fortschreibung von Subjektpositionen für politisch-gesellschaftliche Kräfte.* Wie weiter oben ausgeführt (4.5), gründen Hegemonien nicht einfach auf der Rekrutierung möglichst vieler Subjekte, sondern auf der Rekrutierung möglichst vieler politisch-gesellschaftlicher Kräfte (z.B. politische Parteien, Verbände etc.). Aus diesem Grund

werden im Zuge hegemonialer Strategien bevorzugt Subjektpositionen für solche politisch-gesellschaftliche Kräfte und insbesondere für Gruppen in diskursive Formationen-Formierungen und in die Äquivalenzketten eingebaut. Wenn diese Art von Subjektpositionen in ein hegemoniales Projekt – und dabei vor allem in die Äquivalenzkette P – eingebunden werden können, können sowohl die diskursive Wahrnehmbarkeit als auch die Beständigkeit dieses Projekts erhöht werden.

(VII) gezieltes und vereinzelt Durchbrechen der antagonistischen Grenze. Darauf, daß kein Diskurs und keine hegemoniale Praxis ohne Brüche und interne Widersprüche existieren können, wurde in den vorangegangenen Abschnitten mehrfach hingewiesen. Dies zeigt sich auch daran, daß eine einmal etablierte antagonistische Grenze zum einen als eine alles entscheidende Grenze zwischen „Gut“ und „Böse“, zwischen „Pro-Gemeinwohl“ und „Contra-Gemeinwohl“, die offensichtlich streng fixiert an einer bestimmten Stelle verläuft, artikuliert wird; daß sie aber andererseits immer wieder als offenbar doch bewegliche Grenze in Erscheinung tritt, weil es nie ausgeschlossen ist und mitunter für die Reichweite und den Erfolg eines hegemonialen Projekts attraktiv oder notwendig sein kann, Subjektpositionen (und vielleicht auch andere diskursive Elemente) über die Grenze hinweg zu verschieben. Verschiebungen über die Grenze hinweg kann es in beide Richtungen geben, gelegentlich auch zeitgleich. Ein Beispiel hierfür wären das finanzkräftige Großbürgertum und die von ihm geführten Unternehmen, denen im Zuge der Röhmkrise 1934 eine Position innerhalb der nationalsozialistischen Äquivalenzkette diskursiv angeboten wurde, während zugleich die Subjektposition des „linken“ oder „sozialistischen Nationalsozialisten“ nicht länger als Teil der Äquivalenzkette in Erscheinung trat. Daß die antagonistische Grenze also zugleich fixiert und unterlaufen werden kann und muß, ist ein erneuter Hinweis darauf, daß diskursive Formationen-Formierungen niemals völlig fixiert werden können, sondern daß sie immer von Kontingenz durchdrungen sind.

5.2.5 Sekundäre hegemoniale Strategeme

(VIII) eigentlicher Verfechter und *(IX) eigentliche Bedeutung.* Am Ende von Kapitel 4 wurde unter dem Stichwort einer Hegemonie zweiter Ebene kurz erörtert, ob und in welchem Ausmaß sich dann, wenn die Hegemonie eines bestimmten Sinnmusters etabliert ist, sich innerhalb dieses Musters wiederum Hegemonien etablieren können. Insbesondere geht es dabei um zwei verschiedene, doch eng miteinander verknüpfte Punkte: erstens darum, ob sich eine bestimmte Deutung des symbolischen Äquivalents des Allgemeinen über eine längere Periode hinweg durchsetzen

kann; und zweitens darum, ob eine bestimmte politisch-gesellschaftliche Kraft die Rolle eines „Champions“ der umfassenden Forderung, die das Allgemeine zum Ausdruck bringt, übernehmen kann, also die Rolle desjenigen, von dem allein oder wenigstens vornehmlich es abhängt, daß die Forderung auf der Agenda bleibt und letztlich vielleicht sogar erfüllt wird (wobei es in der Natur der Sache liegt, daß die Erfüllung einer umfassenden Forderung in bezug auf das Allgemeine *nie* erreicht werden kann).

Im Anschluß an diese Überlegungen zur Hegemonie zweiter Ebene kann man davon sprechen, daß sich zwei hegemoniale Strategeme ausbilden, in deren Zentrum jeweils diskursive Elemente stehen, die mit dem Attribut des Eigentlichen artikuliert werden: erstens (*Strategem VIII*) ein Strategem des eigentlichen Verfechters (hier muß es zu einer Differenzierung der Subjektpositionen in der Äquivalenzkette P oder auch zu einer artikulatorischen Verschiebung einzelner Subjektpositionen über die antagonistische Grenze hinweg kommen); und zweitens (*Strategem IX*) ein Strategem der eigentlichen Bedeutung eines symbolischen Äquivalents des Allgemeinen (hierzu müssen diskursiv eigentliche und uneigentliche Verknüpfungen des betreffenden diskursiven Elements innerhalb des diskursiven Netzes geltend gemacht werden). Diese Strategeme können als sekundäre hegemoniale Strategeme gelten, weil sie erst innerhalb eines bereits relativ erfolgreichen hegemonialen Projekts – eben auf der zweiten Ebene der Hegemonie – zum Tragen kommen.

Mit Blick auf die sekundären hegemonialen Strategeme sind nun zwei Fragestellungen möglich. Einerseits kann man fragen, was sich auf der zweiten Ebene selbst abspielt. Eine derartige Perspektive würde über kurz oder lang jene Diskussion reproduzieren, die unter dem Stichwort des „Besetzens von Begriffen“ diskutiert wurde (vgl. Biedenkopf 1982[1975]; Behrens et al. 1982: 220-245; Klein 1991: 44-49). Vor allem im Rahmen der politischen Diskussion die diesbezüglich in den 1970er Jahren in der CDU geführt wurde, ging es dabei nicht allein um die semantische Füllung von zentralen Begriffen, sondern – wie die Rede vom „Besetzen“ bereits ausdrückt – darum, daß eine bestimmte politisch-gesellschaftliche Kraft in eine enge Beziehung zu einem bestimmten Begriff gebracht wird, der wiederum in einer bestimmten Weise semantisch gefüllt wird. Mit Begriffe-Besetzen war also eine Strategie gemeint, „die darin besteht, daß man bestimmte allgemein verbindliche Grundwerte begrifflich mit einer politischen Partei oder Gruppierung so verbindet, daß letztlich diese Partei für diesen Grundwert steht“ (Liedtke et al. 1991: 9). In dieser Auffassung des Begriffe-Besetzens finden sich somit beide Strategeme der sekundär-hegemonialen Strategie, die eben angesprochen wurden.

Allerdings ist zurecht immer wieder darauf hingewiesen worden, daß die Metapher des Begriffe-Besetzens mit Vorsicht zu genießen ist (z.B. Kuhn 1991). Das Problem läßt sich differenzierter im Anschluß an eine Überlegung von Petra Ballnuß (1996: 31-35) zeigen, die argumentiert, daß Strategien des Begriffe-Besetzens im wesentlichen entweder an der deontischen oder an der deskriptiven Dimension eines Begriffs ansetzen. Meines Erachtens ist der Nutzen der Metapher des Begriffe-Besetzens in beiden Dimensionen zweifelhaft. Auf die Problematik der „deontischen“ Bedeutung, deren Zustandekommen alles andere als klar ist, bin ich weiter oben bereits eingegangen (3.3). Dort wurde ausgeführt, daß man es bei Leitbegriffen mit „positiven“ deontischen Bedeutungen in politischen Diskursen stets mit leeren Signifikanten zu tun hat, die das diskursiv Uneinholbare, das imaginäre Allgemeine, in den Diskurs zwingen (und dabei zwangsläufig immer aufs Neue scheitern). Daß ein Begriff eine derartige Funktion erlangt, läßt sich nicht mit einfachen „Besetzungen“ erklären, sondern dahinter steht eben genau der gesamte Komplex interdependenter und interagierender hegemonialer Mechanismen und Strategeme, die hier ausgeführt werden. Auch mit Blick auf die deskriptive Dimension scheint die Überlegung, Begriffe ließen sich einfach „besetzen“, verkürzt. Dem stehen die zahlreichen Überlegungen zur Interdependenz, Instabilität, Sozialität und Kontingenz von Bedeutungen entgegen, die hier vor allem im zweiten Kapitel ausführlich dargestellt wurden (vgl. auch Kuhn 1991: 95). Insgesamt ist zu betonen, daß es, wenn überhaupt, bei Fragen des Besetzens im symbolischen Raum der Politik eher um Themen, um komplexe, sich gegenseitig stützende Netze von Begriffen – mithin um Diskurse – geht als um Begriffe (vgl. ebd.: 103).

Damit kommen wir aber wieder darauf zurück, daß es die (An-)Ordnung des symbolischen Raums in seiner Gänze, und nicht in bezug auf einen einzelnen Begriff ist, die für Fragen der Hegemonie entscheidend ist. Dabei kommt der Aufteilung des Feldes politischen Sprechens in binäre Oppositionen und der Zuschreibung des negativen Pols zum Gegner (vgl. auch Kuhn 1991: 104; Greiffenhagen 1980a: 13) auch auf der zweiten Ebene eine entscheidende Rolle zu. Denn warum sollte eine hegemoniale Praxis auf der zweiten Ebene grundsätzlich anders funktionieren als auf der ersten? Auch hier läßt sich das Set von Strategemen finden, das den in den vorangegangenen Abschnitten genannten ähnelt, nur daß im Zentrum dieser Strategeme nicht mehr der leere Ort des imaginären Allgemeinen steht, sondern ein symbolisches Allgemeines, durch welches das imaginäre Allgemeine bereits repräsentiert wird. Und so kommt es eben zu einer erneuten – wiederum perspektivisch zu verstehenden – antagonistischen Zweiteilung (inkl. Äquivalenzierung und Repräsentation) zwischen jenen Subjekten, die „tatsächlich“ für ein

symbolisches Allgemeines stehen bzw. die eigentlichen Verfechter einer an diesem Allgemeinen orientierten, umfassenden Forderung sind, und jenen, die das „nicht wirklich“ tun oder sind (Strategem des eigentlichen Verfechters, *Strategem VIII*). Oder es konstituiert sich eine Zweiteilung zwischen all jenen Elementen, die (evtl. in einer bestimmten hierarchischen Anordnung) die Bedeutung eines symbolischen Äquivalents des Allgemeinen „eigentlich“ ausmachen, also „zu Recht“ eingefordert werden, wenn dieses symbolische Äquivalent eingefordert wird, und jenen, die nicht oder nicht primär Teil dieser eigentlichen Bedeutung sind (Strategem der eigentlichen Bedeutung, *Strategem IX*).

Nachdem nun klar ist, daß beide sekundäre hegemoniale Strategeme nach „innen“, das heißt innerhalb der zweiten Ebene, im wesentlichen die Strategeme der ersten Ebene reproduzieren, könnte man sich die Frage stellen, weshalb man sie überhaupt als eigene Strategeme aufführt. Dies hat damit zu tun, daß man nicht nur, wie in unserer ersten Fragestellung, danach fragen kann, was sich auf der zweiten Ebene selbst abspielt. Man kann auch nach den Rückwirkungen der sekundären strategischen Reproduktion auf die Hauptebene fragen. Hier scheinen mir die eigentlich interessanten Aspekte dieser Strategeme zu liegen. Dies gilt um so mehr, als von Beginn dieser Arbeit an davon ausgegangen wurde, daß Hegemonie nicht als die Vorherrschaft einer Gruppe, sondern als die Vorherrschaft eines bestimmten Musters diskursiver (Re-)Produktion zu verstehen ist. Im Anschluß hieran ist offensichtlich, daß es nicht die Positionierung einer Gruppe als „Champion“ oder als „eigentlicher Verfechter“ einer hegemonialen Forderung sein kann, die den Kern einer Hegemonie ausmacht. Wenn aber auf der Oberfläche des Diskurses erst eine Subjektposition auftaucht, die mit „eigentlicher Verfechter von X“ („die Kraft, die für die Soziale Marktwirtschaft steht“) beschrieben werden kann, und wenn diese Subjektposition dann zum Gegenstand konkurrierender Artikulationen wird, dann ist das Ringen um diese Subjektposition – bzw. das im Nachhinein beobachtbare Strategem des eigentlichen Verfechters – ein Anzeichen dafür, daß sich eine Hegemonie um die Forderung X herausgebildet hat – und zwar auch dann, wenn über längere Zeit eine bestimmte politisch-gesellschaftliche Kraft Inhaberin dieser Position ist. Ähnliches gilt in der Frage der „eigentlichen Bedeutung“: Nichts bestätigt die herausgehobene Rolle einer politischen Forderung mehr, als wenn „die Details“ dieser Forderung – die sich ja, wie gerade dargestellt, für gewöhnlich als interpretationsoffene konstituiert – umstritten sind, nicht aber der Anspruch, daß die Erfüllung gerade dieser Forderung einen Mangel an einem spezifischen Allgemeinem beheben kann. Die hegemoniale Kraft eines symbolischen Allgemeinen zeigt sich, mit anderen Worten, auch und gerade darin, daß es zum Kristalli-

sationspunkt verschiedener Präzisierungen werden kann, wodurch auch nochmals bestätigt wird, daß das symbolische Allgemeine selbst nie völlig fixiert sein kann, daß es immer emergent ist. Wenn sich also bei der Analyse politischer Diskurse die Strategeme der eigentlichen Bedeutung und des eigentlichen Verfechters, jeweils in Verbindung mit einer politischen Forderung, rekonstruieren lassen, dann ist das einerseits ein Indiz dafür, daß sich um diese Forderung herum eine Hegemonie¹⁴ etabliert hat, und andererseits dafür, daß fortgesetzte diskursive Arbeit an der Artikulation dieser Hegemonie geleistet wird.

5.2.6 Defensiv-hegemoniale und anti-hegemoniale Strategien

Die bislang dargestellten Strategeme sind, wie oben erwähnt, allesamt Strategeme, aus denen sich offensiv-hegemoniale Strategien zusammensetzen, also Strategeme, die dazu dienen, Hegemonien zu etablieren. Daß hier der Schwerpunkt auf diese Strategeme gelegt wird, hat einerseits etwas mit dem inhaltlichen Forschungsinteresse zu tun, geht es doch darum zu verstehen, welche Mechanismen hinter der Etablierung der Hegemonie der Sozialen Marktwirtschaft standen. Aber die Schwerpunktsetzung hat andererseits auch mit einer methodischen Überlegung zu tun: Der Erfolg einer offensiven hegemonialen Strategie produziert etwas, nämlich eine relativ stabile und weit verbreitete Formation-Formierung diskursiver (Re-)Produktion. Von diesem Produkt aus läßt sich zurückschauend gezielter vorgehen, als wenn man nicht über ein solches Produkt verfügte. Das Nicht-Vorhandensein eines Produkts ist aber genau das Kennzeichen einer erfolgreichen defensiven hegemonialen Strategie, d.h. einer Strategie, die auf die Abwehr und Zerstreuung von hegemonialen Projekten abzielt (freilich bleibt die abwehrende He-

14 Solange etwa der Status der „Sozialen Marktwirtschaft“ selbst umstritten ist, genügt es, wenn Subjekte als „Verfechter der Sozialen Marktwirtschaft“ rekrutiert werden; erst wenn die Soziale Marktwirtschaft zum symbolischen Allgemeinen geworden ist, sich also eine Hegemonie der Sozialen Marktwirtschaft konstituiert hat, kommt es zur Ausbildung einer Subjektposition des „eigentlichen Verfechters“. Interessant in diesen Zusammenhang, und ein Beleg dafür, daß wir es spätestens in den späten 1990er Jahren mit einer ausgebildeten Hegemonie der Sozialen Marktwirtschaft zu tun hatten, ist die Tatsache, daß sowohl die SPD in ihrem Wahlprogramm von 1998 die „Erneuerung der Sozialen Marktwirtschaft“ einforderte, mithin die Uneigentlichkeit der jetzigen Form der „Sozialen Marktwirtschaft“ betonte, während die CDU im gleichen Zeitraum mit dem selben Effekt ihre Kampagne zur „Neuen Sozialen Marktwirtschaft“ startete (vgl. Merkel 2000). Vgl. auch Kapitel 7.

gemonie als Produkt erhalten, aber deren Zustandekommen läßt sich ja wiederum am besten durch die Betrachtung der offensiven Strategien rekonstruieren). Daher nur soviel zur defensiv-hegemonialen Strategie: Wenn die offensiv-hegemonialen Kernstrategeme auf der Basis der Konstituierung von Superdifferenzrelationen ganz grundsätzlich darauf abzielen, die Komplexität des von unendlich vielen Differenzen beherrschten diskursiven Raums zu vereinfachen, indem alle drei vereinfachenden Überformungen der Differenzrelation – Äquivalenz, Kontrarität, Superdifferenz – zum konzertierten Einsatz kommen, dann liegt es nahe, im Rahmen jeder defensiv-hegemonialen Strategie diese Überformungen zurückzuweisen und stattdessen die Beziehungen der Differenz zu betonen, und zwar in aller Vielfalt und Breite. In defensiv-hegemonialen Strategien kommt also vor allem das zum Tragen, was Ernesto Laclau und Chantal Mouffe die Logik der Differenz nennen (vgl. Laclau/Mouffe 1985: 130; Laclau 2000c: 303). Sie zielen darauf, das Arrangement von Kontraritäten und Äquivalenzen, das zu den zwei sich konfrontierenden Äquivalenzketten eines hegemonialen Projekts führt, zu sprengen und damit Antagonismen zu pazifizieren. In diesem Sinne ist die defensive hegemoniale Strategie z.B. die Paradestrategie des Sozialkatholizismus (und damit auch schon früh der Sozialen Marktwirtschaft), der viele einzelne soziale Forderungen der Arbeiterbewegung zu richtigen Forderungen erklärt, aber die kommunistische Frontstellung von Arbeit und Kapital negiert.

Entscheidend ist, daß defensive und offensive Strategien ineinander übergehen können, indem zugleich einem anderen hegemonialen Projekt die Mobilisierungsfähigkeit entzogen und einzelne Subjektpositionen oder andere diskursive Elemente sodann innerhalb einer vorherrschenden Hegemonie neu gruppiert werden. Auch hierfür könnte die Soziale Marktwirtschaft als Beispiel dienen, etwa im Verhältnis zu den hegemonialen Projekten des Liberalismus und des Kommunismus. Ich werde in der folgenden Analyse immer wieder auch auf das Vorliegen einer defensiv-hegemonialen Strategie hinweisen. Das Hauptaugenmerk wird jedoch auf den Strategemen der offensiv-hegemonialen Strategie liegen, weil meines Erachtens zunächst die interessanteste Forschungsfrage ist, auf welche Weise sich das entwickelte, was sich entwickelte.

Zuletzt eine Anmerkung zur naheliegenden und immer wieder gestellten Frage, ob auch anti-hegemoniale Strategien denkbar seien: Hier gilt es zwischen einer spezifisch anti-hegemonialen und einer radikal anti-hegemonialen Strategie zu differenzieren. Als eine spezifische anti-hegemoniale Strategie ließe sich eine Diskursstrategie bezeichnen, die innerhalb eines hegemonialen Projekts eng mit einer offensiv-hegemonialen Strategie verbunden wird, um eine bestehende Hegemonie – also

einen artikulierten Gegenpol des verfochtenen hegemonialen Projekts – zu schwächen. Eine derartige anti-hegemoniale Strategie operiert in bezug auf die bestehende (genauer: in bezug auf die als bestehend artikuliert) Hegemonie ähnlich wie defensiv-hegemoniale Strategie in bezug auf offensive hegemoniale Projekte: Sie artikuliert Differenz, wo die Hegemonie Äquivalenz oder Kontrarität artikuliert und stellt so die Grenzziehung, auf der die Hegemonie ruht, in Frage. Auch auf Manifestationen einer spezifisch anti-hegemonialen Strategie werde ich in der folgenden Analyse immer wieder hinweisen.

Versteht man hingegen unter einer anti-hegemonialen Strategie keine spezifische, sondern eine radikal anti-hegemoniale Strategie, so impliziert dies eine Art umfassende defensive Strategie *ohne Standpunkt*, also die Zerstreung aller Hegemonien und aller hegemonialer Offensiven, aber ohne daß es dabei etwas zu verteidigen gäbe. Ist solch ein Standpunkt ohne Standpunkt in reiner Form denkbar? Wohl kaum, weil auch so etwas wie das diskursiv vorgebrachte Argument für die allgemeine und reine Differenz (und ein solches Argument müßte eine anti-hegemoniale Strategie vorlegen) einen äußeren Bezugspunkt (eine Art Allgemeines, eine Art Gemeinwohl) braucht, das als Begründung für die Einforderung von allgemeiner und reiner Differenz dienen kann. Und dieser Bezug auf „eine Art Allgemeines“ ist wiederum der Kern eines hegemonialen Projekts. Dennoch: Es sind diskursive Praktiken denkbar, die stärker als andere Differenzen betonen und hegemoniale Vereinfachungen zurückweisen. Und so kann man – in unausweichlich widersprüchlicher Weise – durchaus davon sprechen, daß sich radikal anti-hegemoniale Strategien wenigstens graduell immer wieder auffinden lassen.